

WAS DIESES HEFT BRINGT

	Seite
<i>Hans Peter Johannsen</i> Zu diesem Heft.....	85
<i>Casper Danckwerth (1652)</i> Von dem Hertzogtuhme Schleßwich.....	87
<i>Westphal</i> Das Dorf Eggebek im Wandel der letzten hundertfünfzig Jahre.....	92
<i>A. W. Geerkens</i> Aus der Geschichte der Bedeichung Nordfrieslands	100
<i>Robert Huhle</i> Wandlungen auf Alsen	105
Schleswig-Holstein als Landschaftserlebnis in der Literatur	110
<i>Friedrich Ernst Peters</i> Zwischen Nord-Ostsee-Kanal und Eider.....	117
Umschau ab Seite 37	

Die Grenzfriedenshefte erscheinen vierteljährlich und werden herausgegeben vom Grenzfriedensbund. Den Mitgliedern werden sie frei geliefert, anderen Beziehern für jährlich 1,88 DM zuzüglich Zustellgebühren (zusammen 2,— DM). Ausgabe A nur über die Geschäftsstelle zu bestellen. Bezugspreis im Jahr 88 Pf. zuzügl. Zustellgebühren (zusammen 1,— DM). Für die mit Autornamen versehenen Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich. — Geschäftsstelle: Husum, Theodor-Storm-Straße 9 Druck: Christian Wolff, Graphische Betriebe GmbH., Flensburg

GRENZ- FRIEDENS- HEFTE

ZU DIESEM HEFT

Das Kind und der junge Mensch halten Haus und Garten und die Verhältnisse ihrer Eltern und Mitmenschen, in die sie hineingeboren werden, für unveränderlich. Wer als Erwachsener dann die tiefe und erschreckende Wahrheit des griechischen Philosophenwortes, daß alles fließt, erlebt und erlitten hat, wird nach einem festen Grunde der Betrachtung suchen. Er wird diese Plattform, auf der er künftig stehen wird, aus religiösen Glaubensinhalten und geschichtlichen, politischen und ästhetischen Überzeugungen bauen. Er wird seinen Glauben vertiefen, seine Überzeugungen überprüfen, er wird bei allem Denken und Tun an die Vergangenheit und an die Zukunft denken, denn er hat seine Aufgabe, die aus seiner Zeit wächst, zu erkennen.

In diesem Hefte vereinigen wir Beiträge, die sowohl von Veränderungen als von Bleibendem in der heimatlichen Welt berichten. Nach einem Worte des Philosophen Jaspers haben allzu viele Menschen heute einen verengten Horizont in bezug auf die Vergangenheit und die Zukunft. Wir sind sicher der Meinung, daß das eine Einengung und Verarmung des Daseins bedeutet. Wir haben in diesem Heft unsere Autoren gebeten, über die Veränderung der schleswig-holsteinischen Landschaft zu berichten. Der Leser wird daher in den Beiträgen von Westphal, Geerkens und Huhle in erster Linie erfahren, daß wirtschaftliche und politische Geschehnisse neue Züge dem alten Bilde hinzufügen — ja, bis in die Veränderung (Erweiterung) der Küstenlinie hineinwirken. Man denke nur daran, wie es noch vor dreißig Jahren bei Klanxbüll am Deiche aussah und wie die Landkarte sich heute darbietet, ganz zu schweigen von den schnellen Veränderungen etwa bei Bongsiel. Man denke an die kleinen „Städte“, die am Rande der Geestdörper, etwa Eggebeks oder Viöls, entstanden, man denke an Alsen, „den Garten Gottes“, der durch Danfoss erheblichen Wandlungen unterworfen wurde. Den Ursachen gehen die genannten Autoren nach und deuten auch an, in welchem Maße veränderte politische und wirtschaftliche Denk- und Verhaltensweisen die Menschen bewegen. Vom bleibenden Erlebnis der Natur als einem den Menschen bestimmenden seelisch-geistigen Vorgang spricht der Beitrag Hans P. Johannsens

über „Schleswig-Holstein als Landschaftserlebnis in der Literatur“. Und ein Blick in den ehrwürdigen Danckwerth zeigt, mit welcher Sorgfalt und Liebe sich dieser Geograph aus dem Jahre 1652 seiner Arbeit unterzog. Die gleichen Kräfte bewegen den Menschen damals wie heute, nämlich das Land zu nutzen und es als Aufgabe zu erleben. Das eine ist das Vorübergehende, das andere ist das Bleibende.

Dr. H. P. J.

Von dem Hertzogthume Schießwich (1652)

Des Hertzogthums Schießwich Grentze

DEs Hertzogthums Schießwich / so von der Hauptstadt / wie maenniglich kundt / anitzo den Namen fuehret / (sonsten auch bey dem Saxone Grammatico und andern Jutia Australis, das ist / Sueder Juetlandt geheissen / von den Juthen einem Daenischen Volcke / weil dieselben den Nordern und groessern Theil dieses Hertzogthumes inne haben und besitzen) Grentze seynd nach dem Norden / das Wasser so vor Coldingen vorueber fleust / also daß Coldingen die Grentze Stadt ist des Reiches Dennemarck: so dann eine Linie aus der Coldingen Aw an die Schodtburgische Aw / inmassen dieselbe auff der Carten abgebildet ist: ferner die Schodtburgische Aw / so von dem Dorffe und Hofe Schodtburg den Namen fuehret / und etwa eine große halbe Meile hinter Ripen fleust / und endlich in die West-See sich ergeust / solchermassen / daß Phanoee die Insul zu Juetlandt und dem Reiche Dennemarcken / die Insul Mandoeoe aber noch zu dem Hertzogthume Schießwich gehörig ist. Nach dem Osten und Westen machet die Grentze beederseits das Meer / jedoch also / daß etliche darin belegene nahmhafte Insulen annoch mit zu dem Hertzogthum Schießwich gehoeren / benandtlich Alsen / Arroee / Fernern / und an der West-See Mandoeoe / Rym / Syld / Foehr / Amrum / Nordstrandt und Helgelandt. Endlich nach der Suederseite machet zu dieser Zeit die Eyder und das Flueßlein Levens Aw genant / sampt einer Linie vom Fleemhuder See / bey dem Edelhofe Schinckel biß an die Levens Aw / die Grentze zwischen diesem Hertzogthum Schießwich / und dem Hertzogthum Holstein / und also folgig zwischen dem heiligen Roemischen Reiche / und der Cron Dennemarck / von welcher / wie bekant / das Hertzogthum Schießwich zu Lehen gehet. Sothane Grentze erinnert dieß Verßlein:

Sleswicum & Jutos dirimit Scodtburgicus amnis:

Eidora Teutonicum terminat imperium.

Dieß Hertzogthum Schießwich lieget / nach dem Himmel zu rechnen / und erstlich nach der Breite der Erdkugel / oder nach dem Nordern Abstandt von der Linie / zwischen dem 54sten Grad / 20. min. in welcher distantz Rendeßburg lieget / und dem 55. Grad. 30. min. so sich zu Coldingen befindet; nach der Laenge aber der Erden / oder nach dem Abstände der Flanderischen Insulen (wann die Insulen Helgelandt und Arroee mitgenommen werden) zwischen 41. grad. und 20. minuten / biß an den vier und vierzigsten Grad. Der laengste Tag zu Rendeßburg / der Holsteinischen Grentze Stadt ist 16. Stunde 58. min. das ist bey nahe 17. Stunde / zu Gottorff / Schießwich / Husum / nur ein wenig laenger / zu Coldingen aber der Dennemarckischen Grentzestadt / schier ein viertheil ueber siebenzehen Stunde. Und werden gerechnet von

Rendeßburg biß gen Coldinge / bey 18. Teutscher Meile weg / von der Friederichsstadt aber biß an die Schodtburgische Aw / eine grosse halbe Meil jenseit Ripen / 15. Meil weg. Die Breite ist ungleich / von 8. 9.10. biß zum hoechsten 14. Meilen / jedoch ohne die zwo kleine Insulen Arroee und Helgelandt / dann woferne man deroselben Lage mit einrechnen wolte / wuerde alsdann die Breite für die Laenge zu nehmen seyn / und sich auff 22. Meilen erstrecken / noch ohne Fernern. Die aerige Groesse dieses Hertzogtuhmes / jedoch Arroee und Helgelandt absonderlich außgerechnet / und dem ersten producto hinzugethan / wird ungefehr 144. Vierkante Teutsche Meileweges außtragen. Nach Pfluegen ist dieß Hertzogtum / besage der renovirten Landes matricul, groß 10 390. Pfluege / begreiff in sich 14. Staedte / inmassen sie bald hernach erzehlet werden / 13. Empter / 13. Schloesser / 17. Flecken / 278. Kirchen / 67. Adelige Hoefe / 1480. Doerffer / 162. Meyerhoefe / 116. Wassermuehlen und 106. Freyhaeuser / etc.

Fruchtbarkeit

Es ist ein statliches Hertzogtum / an Korn / Viehe und Fischen / von Gott dem HERN reichlich gesegnet / daher sein guter Grund und Boden leicht abzunehmen ist. Und ob zwar diesseits Flenßburg auff dem Ruecken des Fuerstentuhmes / eine fast geringe Gegend vorstost / so ist doch das Landt ueber Flenßburg nach dem Norden schon besser / an den Seekanten aber schier durchgehends trefflich gut / als in Angeln / Schwantzen / im Fuerstentum Sonderburg / Ampt Apenrade / Ampt Haderßleben an der Ost-Seekante: aber an der West-See / hat es gute fette Marschlaender von der Eyder an / biß ueber Tondern hinaus / und weiter / wiewol die Teiche bey Hoyer auffhoeren.

Marschlandt / Geest

Es werden aber Marschlaender genennet / niedrige am Meer belegene Laender / quasi maritimae regiones, nicht zwar darumb alleine / daß sie am Meer belegen / sondern auch /weil sie dem Meer gleichsam entzogen/ja noch etlicher massen des Meeres Gewalt unterworfen seyn: dann wo sie durch hohe Daemme/ wieder des Meeres Ungestuehme nicht beschirmet wuerden / stunden sie nicht wol zu gebrauchen. Dem Namen Marsch wird entgegen gesetzt die Geest / ist duerre oder trucken / die Gose Elbe / die nunmehr halb versiegene oder außgetrucknete Elbe: halte derowegen daß die Marschleute / so gleichsamb in einem Wasserreichen fruchtbaren Paradeißgarten wohnen / die duerre hohe Orte und Felder Goeß oder Goest genennet haben. Der niedrigen Marschlaender Grund und Boden ist Kley / das ist eine sonderbare fette grawe zaehe Erde / vom kleben oder ankleben also genennet / worinnen der Wiesen-Klee gar haeuffig / hoch und dichte waechset / so uns Niedersachsen Klever / den Friesen Klaver heist / davon das Friesisch Vieh allerley arth / vor andern seine besondere Groesse / Staercke / Fett und Tugendt durch Gottes Segen ueberkompt.

Korn und Vieh

Was demnach hieoben von Fruchtbarkeit der beeden Fuerstenthümer gemeldet worden / gehoeret guten Teihls hieher / dann die Marschlaender geben aus / Weitzen / Gersten / Erbsen / Bohnen und Habern in grosser menge / wie auch Ochsen / Pferde / Kaese / Butter / Wolle und dergleichen. An der Ostkante seynd die Tuestorper Ochsen / und die Pferde / so im Fuerstentuhm Suenderburg fallen / beruehmbt / wiewol sonsten Angeln und Schwantzen auch edele Laender seyn / und den jtz erzehlten die Wage halten koennen. In diesem Hertzogtuhme und zwar auff dem inneren Wasser / unferne von den Staedten Tundern und Husum / alleine / werden auch gefangen die nietliche und zu allen Zeiten hochgepriesene Oestern.

Fischerey

Dieß Hertzogtuhm Schießwich ist nicht allein mit Fluessen / sondern auch feinen Meerbusen oder Weichen / so gemeinlich sehr Fischreich / von Gott begabet: der schoenen Fischreichen Seen an der Ost-See / in Angeln Luntofftharde / Fuerstentuhm Suenderburg / Ampt Haderßleben / und sonsten / anitzo zugeschweigen.

Meerhafen an der Ostsee

Die vornehmste Meerbusen in diesem Hertzogtuhme seynd nachfolgende: 1. Die Colding Fioerd / die Grentze der beeden Juetlander. 2. Haderßleber Foerde / ein Fischreich Wasser / aber nicht tieff genug grosse Schiffe einzunehmen. 3. Die Genner Foerde ein guter Hafen / und mit dem Insulein Barsoev verwahret / aber weil Apenrade nah dabey gelegen / bißher nicht anders gebrauchet. 4. Apenrader Foerd ein guter Hafen / wiewol die gar grosse Schiffe nicht gar nahe an die Stadt gelangen können. 5. Flenßburger Wieck / ein trefflicher Hafen / schier der beste und bequemste an der Ost-See in diesem Fuerstentuhme. 6. Sonderborg / ein vortrefflicher Hafen: und hat es noch mehr gute Schiffhafen daselbst herumb / von welchen an jhrem Orte. 7. Schießwich / vorzeiten ein guter Hafen / aber die Schleymuende wird immer mit Schlamme und Sande angefuellet / wo man nicht wegremen laest. 8. Eckerenfoerder Wieck / ein breiter und tieffer Hafen / der die allgrösseste Schiffe einnimpt. 9. Der Kieler Wieck / so ferne er Christian Prieß zu statten kompt / dann selbiges Christian Prieß oder Prießorth ist noch in dem Hertzogtuhm Schießwich belegen. 10. Burg auff Fernern / ein zwar nunmehr geringer Hafen / ist vorzeiten gut gewesen.

Hafen an der West-See

An der Westseite kompt / vom Mittage anzuheben / vorerst die Eyder / so den Friederichstaedtern und Tonningern fuer einem Hafen dienet / 3. Die Heever / darin die Aw fleust / woran Husum lieget / und einen mittelmæssigen Hafen hat. 4. Das Schmale Tieff unn andere Stroeme dabey / geben den Einwohnern in den Halligen des

Nordstrandes / wie auch denen in Foerde gute Hafen. 5. 6. Rutebull und Hoyer / zween zimblische Hafen der Tonderer. 7. List in der Insul Sildt / ein trefflicher breiter und tieffer Hafen / wird aber für sich von List abe nicht sonders befahren / dann sonsten gehet das Hoyer Tieff dahin aus. 8. Der Hafn bey Ballum / den der Lohbeck machet / wird auch nicht sonders befahren / hat sonsten auch seinen außgang durch das Lister Tieff. In Guiddingharde hat es auch Ladsteden / so wol an der Osterseiten der Insul Roehm / unn endlich die Nipsaa. Von der Nipsaa und aus den Ladsteden in Guiddingharde / gehen jährlich viel Tausend Ochsen hinueber in die Niederlande.

Fluesse / Berge

Die vornehmste Flüsse / welche gleichwol wegen des Landes Schmale nicht gar groß seyn koennen / seynd nachfolgende. 1. Der Fluß Coldingaw / machet nur die Grentze zum Teihl / fleusset sonsten aus Nord-Juedtlandt. 2. Die Schodtburgische Aw. 3. Die Nipsaa / so bey dem Ampte Haderßleben. 4. Der Lohbeck / so bey dem Lohharde des Stiff tes Ripen. 5. 6. 7. Die Tonder Awen als die Widaw / die Groenaw und die Suederaw. 8. Die Soholm Aw. / 9. Die Treen so bey der Friederichsstadt durch Schleussen in die Eyder fleust. Und 10. machet zwar die Eyder die Grentze zwischen den Hertzogtuehmern Schießwich und Holstein.

Es ist aber merckwuerdig / daß alle diese grosse Fluesse / ohn die Coldinger-Aw / vom Osten nach dem Westen jhren Lauff nehmen. Dann Gott der HERR hat das Landt an der Ost-Seekant gemeinlich hoch und bergicht erschaffen / also daß es nach der West-See gleichsamb hinab hengt: jedoch seynd diese Berge mehrenteihls nur Hügel zu nennen / und aus sothanen bergichten Waeldern / oder auch wol aus hohen Mohren nehmen diese Fluesse jhren Ursprung. Die hoechste Berge in diesem Hertzogtum muegen wol seyn nahe bey Schießwich uemb Huetten herumb / dahero dann der Waldt daselbst Huettenbergen / und das Herde / das Berg- oder Bargharde genennet wird. Im Ampte Apenrade / hat es auch etliche hie zu Lande hochgeachtete Berge / wie auch in Tuesterupharde / in dem Ampte Haderßleben / in Alsen und in Anglen. An der Westseiten hat dieß Hertzogtum eben Landt / von der Eyder an biß an die Schodtburgische Aw / ohne daß in Guiddingharde des Amptes Haderßleben ein und ander zimblichs Gebirge herfuer raget / insonderheit der Gaßoeberg bey dem Dorffe Gassoe.

Städte

Die Staedte in dem Hertzogtuhme Schieß wich seynd nachfolgende: ob wol die Stadt Ripen in dem Bezircke des Hertzogtuhmes Schießwich belegen / so gehoeret sie doch zu dem Reiche Dennemarcken / und wird zu den Landtaegen der Landstaende in dem Hertzogtuhme Schießwich gar nicht beschrieben: ist demnach Schießwich die Haeuptstadt des Hertzogtuhmes / dann Flenßburg / Haderßleben / Tondern /Eckerenfoerde / Burg auf Fernern / Apenrade / Husum / Tonningen / Friedrichstadt /

Gardingen: Endlich zu dem Fuerstenthum Sonderburg gehoeren / Sonderburg die Fuerstliche Residentz / Hartzkoeping auff Arroee. Bredstede Koeniglich und Cappel in

Einwohner des Hertzogthums Schießwich

Zu diesen unsern Zeiten wohnen in diesem Hertzogthume Daenen oder Juethen / Sachsen und Friesen. Die Juethen besitzen den groessesten Theil daran / sintemal alles von Coldingen biß an den Schliestrohm / und die Stadt Schießwich / Juetisch ist oder Daenische Voelcker / so sich der Daenischen Sprache gebrauchen / etwa die Stadt Flenßburg außgenommen / so von Daenen und Teutschen untermenget. Die Stadt Schießwich und was ferner von der Schley / an biß an die Eyder unn Levens Aw belegen / wird mehrenteihls von Sachsen bewohnet / die gebrauchen sich der Niedersaechsischen Sprache / wie dann auch die Einwohner der Insul Femern / an der West-Seekante. Von der Grentze oder Schodtburgischen Aw an biß an Tondern / wohnen abermahl lauter Juethen / hernach aber kommen die Nord-Friesen / welche nicht allein die Marschlaender von Tündern an / biß an die Eyder inne haben / sondern auch einen Theil auff der Geest oder dem Hohenlande besitzen / so bey den Alten die Friesische Vorgeest genennet ward / und begreif ft in sich diese Harden: Karrharde / Rießmohr in Boekenharde / ein Theil von Tonderharde / Norgoeßharde und Suedergoeßharde. Diese Einwohner reden zwar heut zu Tage gemeinlich Teutsch oder Niedersaechsisch; die nach dem Norden belegene / wissen auch jhre Daenische / und daneben jhre Altfriesische Sprache zu reden / also daß selbige Leute trilingues dreyzuengig seyn. Endlich wird die auf der Grentze belegene Friederichsstadt mehrenteihls von Hollaendern bewohnet / welche jhre Holländische Sitten und Sprache bißanhero behalten.

Diese Schilderung ist entnommen der „Newen Landesbeschreibung der zwei Hertzogtüher Schleswich und Holstein, zusambt vielen dabey gehörigen Newen Landkarten. Die auff Ihr Königl-Maytt. zu Dennemarck, Norwegen etc. vnd Ihr. Fürstl. Durchl. Beeder Regierenden Hertzogen zu Schleswich Holstein, etc. Aller- vnd Gnädigsten befehle von dero Königl. Maytt. bestaltem Mathematico Johanne Mejero. Hus. Cimbro. Chorographicè elaborirt, durch Casparum Danckwerth D. Zusammen getragen vnd verfertigt, worin auch das Alte Teütschland kürztlich beschrieben, mit begriffen ist. Anno 1652.“

Das Dorf Eggebek im Wandel der letzten hundertfünfzig Jahre

Das Dorf Eggebek liegt etwa zwanzig Kilometer südwestlich von Flensburg an der Hauptstrecke der Bundesbahn Flensburg—Schleswig—Hamburg. Es liegt auf der sandigen Geest, also in dem Teil der Provinz, der von der Natur am kärglichsten bedacht wurde. Diese Armut hat dem Dorf auch bis zur zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts seinen Stempel aufgedrückt. Blättern wir einmal in alten Urkunden nach, so wird der Ort Eggebek schon um 1440 erwähnt als „Egbeke“ (Eg = Kante, Beke = Bach), und es erhielt schon frühzeitig Bedeutung als Furt über die Treene und als Schnittpunkt des „Stapelholmer Weges“, einer uralten Straße von Flensburg nach der Landschaft „Stapelholm“ (Friedrichstadt), mit dem sogenannten „Jannebyer Weg“, der nach der Westküste (Bredstedt) hinführte. Wegen seiner strategisch wichtigen Lage wurde Eggebek in früheren Jahrhunderten oftmals militärisch besetzt und im Verlauf von Kriegszügen zerstört. Im Jahre 1410 schlug in Eggebek Graf Adolf VIII. von Schauenburg ein von König Erich entsandtes dänisches Heer.

Ein Teil des alten Dorfes mit der Kirche liegt am Treeneübergang, während der andere, größere Teil sich beiderseits des Baches hinzieht. Zwischen diesen Dorfteilen verläuft von Ost nach West die Verbindungsstraße, an der sich zu Beginn dieses Jahrhunderts zahlreiche Gewerbebetriebe und Ladengeschäfte angesetzt haben und an der auch Schule, Sportplatz, Post und Gemeindehaus gelegen sind.

Bevor wir uns mit dem Wandel des Dorfes in den letzten hundertfünfzig Jahren auseinandersetzen, richten wir unseren Blick auf die alte Dorfkirche. Sie gehörte zu den größeren und selbständigen Kirchen der Uggelharde und liegt auf einem Hügel in der Nähe des Treeneüberganges. Die ältesten Teile — Schiff, Chor und Apsis — stammen etwa aus dem Jahre 1200 n. Chr., sie geben dem Bau den Charakter einer romanischen Backsteinkirche. Im Jahre 1669 wurde die Westwand, 1745 das Vorhaus erneuert. Das Äußere wird leider sehr stark bestimmt durch den 1898 ausgeführten Umbau des Westturmes. Im Innern der Kirche befinden sich noch zahlreiche schöne Kunstdenkmäler, z. B. die Taufe aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts, das Triumphkreuz aus dem Beginn des 14. Jahrhunderts, der Altar von 1608 und der Taufdeckel aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Außen weist die Kirche eine bau- und kunstgeschichtlich interessante Einzelheit auf: den Doppelrundbogenfries an Chor und Apsis.

Durch die Kirche erhielt das Dorf Eggebek während des ganzen Mittelalters bis zum vorigen Jahrhundert eine Vorrangstellung, die aber an dem bäuerlichen Charakter des

Ortes wenig änderte; es war eben ein reines Bauerndorf.

Den ersten Anstoß zu der später einsetzenden großen Wandlung bildete die Verkoppelung. Bis 1800 waren Acker, Wald, Wiese, Moor und Heide gemeinsamer Besitz. Aus diesem Grunde mußte das Ackerland auch gemeinsam bestellt und abgeerntet werden. Die Ackerstücke, die in jedem Jahr dem Hufner zugewiesen wurden, wurden auf dem Dorfding verlost und verteilt. Auf dieser Versammlung wurde auch über die Bestellung des Feldes und die Einzäunung gesprochen. So ging es Jahr für Jahr in demselben Trott weiter. Daß unter diesen Umständen keine Wandlung und Aufwärtsentwicklung eintreten konnte, muß jedem einleuchten. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts setzte dann in unserem Lande die Verkoppelung ein. In Eggebek sollte 1794 die Landverteilung durchgeführt werden. Aber die Hufner der Gemeinde wehrten sich gegen die Neuerung und wollten lieber die alte Wirtschaftsweise beibehalten. Durch ihre beiden Wortführer erreichten sie ihr Ziel, und es blieb alles, wie es gewesen war.

Die Freude war aber nur von kurzer Dauer. Der Gedanke der Feldverteilung wurde von dem Dreiviertelhufner Peter Otzen aufgegriffen und hartnäckig von ihm verfochten. Die Folge war, daß im Dorf ein wilder Streit gegen diesen Widerspenstigen einsetzte und die Gemüter jahrelang erregte. Der Streit endete mit einem Sieg des Rebellen. 1803 wurde die Feldverteilung gegen den Willen der anderen Hufner durchgeführt.

Die Aufteilung der Feldmark bedeutete für die Aufwärtsentwicklung der Landwirtschaft einen ungeheuren Fortschritt. Der lästige Flurzwang hörte nun endlich auf. Jeder Besitzer konnte bei Saat und Ernte frei über seinen Acker verfügen und seine Wirtschaft so betreiben und verbessern, wie er es für richtig hielt. Die landwirtschaftliche Nutzfläche wurde im Laufe der Zeit immer mehr bereinigt. Buschwerk und Gestrüpp wurden gerodet, und der Boden wurde unter den Pflug genommen. Einzelne Bauern verließen nun das Dorf und siedelten sich in ihrem zugeteilten Land an. Hier begannen sie, Heide und Moor urbar zu machen. Diese Streusiedlungen um das Dorf herum haben sich bis heute als rein bäuerliche Betriebe erhalten.

Allerdings dürfen wir nun nicht glauben, daß durch die Feldverteilung allein mit einem Schlage die Armut der Geestbauern vorbei war. Die Aufwärtsentwicklung vollzog sich langsam durch das ganze 19. Jahrhundert, denn überall fehlte es an den erforderlichen Geräten und an dem nötigen Dünger. Um 1850 war Eggebek noch ein mageres Heidedorf. Der Boden wurde nur primitiv bearbeitet. Es wurden Buchweizen, Kartoffeln und Roggen angebaut. Zwischendurch blieb ein Stück Land im Gras liegen; allerdings waren diese Weiden sehr mager.

Jedenfalls war durch diese einschneidende Maßnahme der Anlaß zu einer Veränderung des gesamten Lebens im Dorfe gegeben.

Waren er zunächst landwirtschaftliche Probleme, die ganz allgemein in den Dörfern einen Strukturwandel auslösten, so kamen in Eggebek noch andere wirtschaftliche

Faktoren dazu, die diesen Vorgang förderten. Um die Verkehrswege machte man sich zu damaliger Zeit keine großen Sorgen. Es mutet uns heute eigenartig an, wenn wir hören, daß unsere Vorfahren abends die Zugänge ins Dorf einfach durch Hecktore abriegelt haben. Fremde wollte man nach Einbruch der Dunkelheit nicht mehr im Dorf haben. Ein Verkehr von Dorf zu Dorf war selten, was sollte man da mit festliegenden Wegen? Mußte man doch einmal ins Nachbardorf, so fuhr man dort, wo es einem am besten paßte und wo man glaubte, daß man am sichersten durchkommen konnte.

Nach der Feldaufteilung wurde es besser, denn nun wurden die Wege im Dorf ausgebaut. Die Anfänge zu unserem heutigen guten Straßennetz liegen schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Wenn ich nun von den schlechten Wegeverhältnissen zu Beginn des 18. Jahrhunderts gesprochen habe, so machten die Handelswege eine rühmliche Ausnahme. Durch Eggebek führten zwei wichtige Verkehrswege, die in einem der damaligen Zeit entsprechenden besseren Zustand waren; es waren der Stapelholmer und der Jannebyer Weg. Der Stapelholmer Weg war früher die Hauptlandstraße. Er führte vom Norden über Flensburg nach Eggebek, überquerte bei Langstedt die Treene und verlief dann weiter bis Norder- und Süderstapel. Dieser Weg hatte eine große Bedeutung. Er wurde nicht nur von den Frachtwagen der Flensburger Kaufleute benutzt, sondern auch von den jütischen Ochsentreibern mit ihren großen Viehherden.

Alte Leute erzählen noch oft von diesen Viehtriften. Die jütischen Ochsentreiber machten die lange Reise in Holzschuhen. Im Durchschnitt waren zwei bis drei Treiber bei einer Herde von fünfzig bis sechzig Tieren. In den Wirtschaften, die an der Landstraße lagen, wurde übernachtet. Die Tiere lagerten im Freien und wurden abwechselnd überwacht. Es ließ sich natürlich nicht vermeiden, daß häufig Flurschäden angerichtet wurden. Dies wurde von den Treibern nicht tragisch genommen, man mußte nur rechtzeitig das Weite suchen.

In Quellental bei Eggebek und im Langstedter Krug herrschte ein solcher Betrieb, daß die Knechte oft wochenlang nicht aus den Kleidern kamen, denn man mußte aufpassen, daß die Treiber nicht vor Tagesanbruch verschwanden, ohne die Zeche zu bezahlen. Der Stapelholmer Weg wurde aber nicht nur von Ochsentriften benutzt, sondern auch Schweineherden kamen auf ihm aus dem Norden. Sie waren in Jütland aufgezogen und wurden nun im Süden verkauft. Die Eggebeker Bauern kauften gerne diese Läufer, weil sie damals noch keine Ferkel aufzogen.

Die zweite Hauptverbindung bildete in jenen Jahren der Jannebyer Weg. Er war die wichtigste Verbindung zwischen Angeln und den Friesen, wie die alte Bezeichnung Freesenweg schon andeutet. Wir unterscheiden einen Norder- und einen Süderfreesenweg. Diese beiden Wege hatten bis in das 18. Jahrhundert eine große Bedeutung, denn auf ihnen vollzog sich der gesamte Verkehr von Friesland über Eggebek nach Angeln und Schleswig. Noch heute ist in Eggebek ein Stück von diesem

alten Verkehrsweg in seinem ursprünglichen Zustand vorhanden.

Das Bild der Handelswege änderte sich, als 1854 die Eisenbahn in Betrieb genommen wurde. Sie führte von Flensburg über Eggebek nach Tönning. In den folgenden Jahren verloren die alten Handelswege immer mehr und mehr an Bedeutung. Die Eisenbahn riß nach und nach den gesamten Güterverkehr und die Viehtransporte an sich. Die Fuhrleute stellten ihren Betrieb ein, und die Gastwirte schlossen ihre Tore. Wir dürfen nicht annehmen, daß die Bauern in unserem Dorf traurig gewesen sind, als der Verkehr andere Wege nahm. Im Gegenteil, sie waren froh, denn die Instandhaltung dieser Wege war für sie eine schwere Last. Dazu kam noch der Schaden, der durch die Viehtriften angerichtet wurde.

Vergegenwärtigen wir uns kurz noch einmal, wie es bis zur Eröffnung der ersten Eisenbahnverbindung in Eggebek aussah. Bis zu diesem Zeitpunkt spielten Handel und Handwerk noch eine ganz untergeordnete Rolle. Im Dorf und auf den inzwischen ausgebauten Feldern wohnten nur Bauern und Kätner. Was sie zum Leben benötigten, wurde in der eigenen Wirtschaft hergestellt. Kaufen konnten sie nur wenig, da es an dem nötigen Geld fehlte. Die wenigen Groschen, die man hin und wieder einmal hatte, mußte man notwendig gebrauchen, um die Steuern und unumgänglichen Ausgaben zu bestreiten. Es gab außerdem ja auch nichts, was man nicht in der eigenen Wirtschaft herstellen konnte. Handel und Gewerbe konnten darum in Eggebek keinen festen Fuß fassen. Kam es nun trotzdem einmal vor, daß einige Vorräte benötigt wurden, die man selbst nicht erzeugen konnte, so mußte man schweren Herzens in die Stadt fahren. Allerdings ging man dann auch sehr sparsam mit dem wenigen Geld um, denn man zahlte nach Möglichkeit mit Naturalien: Torf, Korn und Butter, je nachdem, was man in der Wirtschaft entbehren konnte.

Im Jahre 1852 wurde dann in Eggebek die erste Hökerei eröffnet. Sie wurde von einem Kätner als Nebenverdienst betrieben. Bei ihm konnte man von da ab tägliche Gebrauchsgüter wie Kaffee, Tee, Puderzucker, Salz und Tran in kleinen Mengen kaufen. In den nächsten Jahren ließen sich dann noch ein Schmied, ein Stellmacher und ein Schneider im Ort nieder. Durch diesen Einbruch war nun für weitere Handwerks- und Gewerbebetriebe der Weg geöffnet.

Durch diese Betriebe und durch den Bahnbau erhielt Eggebek ein anderes Gesicht. Es verlor jetzt einen Teil seines rein bäuerlichen Charakters, wenn auch zunächst in einem bescheidenen Umfang. Durch die günstige Verkehrslage kamen Beamte und Rentner ins Dorf und siedelten sich hier an.

Die Blütezeit des Bauernstandes

In den vorhergehenden Ausführungen haben wir gehört, daß auf dem sandigen Boden der Geest die Armut dem Bauerntum das Gepräge gab. „Als eine haarsträubende Gegend, bewohnt von Menschen, die keine Blumen pflanzen, kein Rosenstöcklein im Fenster haben, die keinen größeren Genuß kennen, als in ihren Wandbetten

Mittagsschläfchen von drei Stunden Länge zu halten“, so schildert ein Schleswig-Holsteiner das Bild des nördlichen Mittelrückens im Jahre 1864.

Wir können heute über dieses Urteil nur noch schmunzeln. Es ist nämlich nicht zu leugnen, daß die Wirtschaft auf der Geest in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts und den ersten des 20. Jahrhunderts einen so gewaltigen Aufschwung erlebt hat, daß sie in der Gegenwart mit Angeln und der Marsch schritthalten kann. Die Heide blieb nicht als Brachland liegen! Als es gelang, die Lücke im Kreislauf der Stoffe im Landwirtschaftsbetrieb durch Bemergelung und Düngung des Bodens mit Nährsalzen zu schließen, begann die Entwicklung der schleswigschen Geest zur Vollkultur. Forscher und Wissenschaftler, Bauern und Vertreter der Industrie arbeiteten gemeinschaftlich an diesem Werk des Aufstiegs.

Die Erfolge der Landwirtschaft in jenen Jahren entnehmen wir am besten aus einem Bericht des Landesökonomierates Jensen, Ausacker. Er schreibt: „Erst Ende der siebziger Jahre, als der Bewirtschafter leichten Sandbodens, Schultz-Lugik, durch Verwendung von Kainit und Thomasmehl große Erfolge erzielte, wurde auch der ‚Westerbauer‘ wach. Von jeher bis auf den heutigen Tag durch besondere Geschäftstüchtigkeit ausgezeichnet, griff er nun mit beiden Händen zu, diese Mittel anzuwenden, um seinen von Natur mageren Boden ertragreich zu machen.“ Auch hier war der Erfolg erfreulich und ermutigend. Als dann noch hinzukam, daß es gegen Ende der neunziger Jahre durch Gründung von Mergelverbänden möglich gemacht wurde, den Boden allgemein zu bemergeln, führte dieses in Verbindung mit der künstlichen Düngung dazu, daß die Futterernten reichlicher, die Viehbestände vermehrt und besser ernährt wurden.

Nachdem die Aufgabe erkannt war, machte sich auch der Eggebeker Bauer ans Werk. Hektar um Hektar wurde unter den Pflug genommen, um dadurch die Anbaufläche zu vergrößern. Durch Teilung der Höfe und Kultivierung von Ödländereien wurden neue Bauernstellen geschaffen. Auf der anderen Seite stiegen die Erträge von Jahr zu Jahr. Mit dem Erweitern der landwirtschaftlich genutzten Fläche ging die Entwicklung der Tierzucht im gleichen Schritt vorwärts. Der Aufstieg in der Großtierhaltung ist gewaltig. Noch heute bilden Rind und Schwein die Grundlage unserer bäuerlichen Viehhaltung. In der Schafhaltung mußte ein großer Rückgang eintreten, weil die erforderlichen Weideplätze nach dem Umbruch des Landes nicht mehr in dem Maße vorhanden waren.

Den Höhepunkt in dieser Entwicklungsperiode bildete die Schaffung von genossenschaftlichen Einrichtungen. Als Großbetriebe gaben sie dem Dorf ein besonderes Gepräge.

Durch den Aufschwung der Landwirtschaft setzte um die Jahrhundertwende eine Umformung des Dorfes ein. Allmählich verlor es jetzt den Charakter eines typischen Bauerndorfes. Die auf dem Hof anfallenden Reparaturen und Erneuerungen wurden nun nicht mehr wie früher von den Bauern selbst erledigt, sondern den zuständigen

Handwerkern übertragen. Diese hatten sich zum Teil schon im Dorf angesiedelt. Da aber im alten Dorfkern nicht genügend Platz war, mußte das Dorf wachsen. Bis zum Ausbruch des zweiten Weltkrieges entstanden hier vollkommen neue Straßenzüge. An ihnen wurden modern eingerichtete Geschäftshäuser gebaut, die dem Dorf ein ganz anderes Gepräge gaben. Außerdem entstanden in diesem Gebiet eine ganze Reihe von Privathäusern. Wegen seiner günstigen Lage an der Eisenbahnstrecke Flensburg—Hamburg kamen nun neben den Handwerkern, den Beamten und Rentnern auch verschiedene Gewerbebetriebe nach Eggebek.

Die Handwerker und Gewerbebetriebe versorgten nun aber nicht nur den Ort mit den notwendigen Verbrauchsgütern, sondern darüber hinaus auch die umliegenden Dörfer. Dadurch erlangte Eggebek allmählich eine Mittelpunktstellung. Die Folge davon war nun, daß eine Anzahl von bäuerlichen Betrieben aus dem Dorfkern verschwand und aussiedelte. An ihre Stelle traten Land- und Geschäftshäuser mit einem eigenen Baustil. Das strohgedeckte Bauernhaus verschwand immer mehr und mehr aus dem Dorfbild. Überschaun wir diese Periode bis zum zweiten Weltkrieg noch einmal, so müssen wir feststellen, daß Eggebek seinen bäuerlichen Charakter langsam verloren hat und zu einer gemischtbäuerlichen Siedlung geworden ist.

Eine wesentliche Umgestaltung erfuhr Eggebek im zweiten Weltkrieg durch die Errichtung eines Flugplatzes im Westen und Südwesten des Ortes. Hier entstand zur Unterbringung des Personals eine kleine Stadt, die allerdings zum größten Teil in Barackenform errichtet wurde. Über 200 ha Ackerland wurden der bäuerlichen Bewirtschaftung entzogen. Sieben große Bauernhöfe verschwanden, die Besitzer wurden ausgesiedelt und verließen den Ort. In den Baracken auf dem Flugplatz haben nach dem Zusammenbruch von 1945 Soldaten und Heimatvertriebene eine Unterkunft gefunden.

Die Einwohnerzahl wuchs dadurch mit einem Schlage und gab dem Ort ein ganz anderes Bild. Hatte Eggebek 740 Einwohner im Jahre 1939, so stieg diese Zahl 1950 plötzlich auf 2170 Einwohner. Eggebek wurde damit nach Harrislee und Gelting die drittgrößte Gemeinde des Kreises Flensburg. Die nach 1950 dann einsetzende Umsiedlung hat wohl einen Rückgang der Einwohnerzahl zur Folge gehabt, aber sie blieb trotzdem bis auf den heutigen Tag verhältnismäßig hoch (1786 Einwohner).

Für die Gemeinde entstanden durch diese Veränderung große Aufgaben. Zunächst mußten durch das Barackenräumprogramm für viele Familien neue Wohngelegenheiten geschaffen werden. Im Süden des Dorfes entsteht dadurch ein vollkommen neuer Ortsteil. Im Vergleich zu den früheren Bauten im Dorf tragen diese Siedlungshäuser alle einen eigenen Baustil. Bis heute sind in diesem Raum acht große Wohnblocks und 21 Siedlungshäuser errichtet. Betrachten wir noch einmal die Zahl der Bevölkerung, so müssen wir feststellen, daß die Zahl der einheimischen Bevölkerung einigermaßen konstant geblieben ist. Eine Umgestaltung des Ortes erfolgt lediglich durch die Heimatvertriebenen, die die Zahl der einheimischen

Bevölkerung auch überflügelt. Sie alle haben entweder hier im Laufe der Jahre Arbeit und Brot gefunden, oder sie fahren täglich zur Arbeit nach Flensburg. Dieser Pendelverkehr ist möglich, da die Verkehrsverbindungen sehr günstig sind. Außer der Eisenbahn hat Eggebek auch Busverbindung.

Um die großen Wandlungen nach dem Zusammenbruch klar zu erkennen, wollen wir die rein bäuerlichen Betriebe den Handwerks- und Gewerbebetrieben gegenüberstellen. Der Ort hat heute noch 43 bäuerliche Besitze mit 10 ha und mehr Betriebsfläche. Von diesen liegen ein großer Hof mit 50 ha und sechs mittlere Betriebe mit 10 bis 20 ha Betriebsfläche im eigentlichen Dorf. Die restlichen befinden sich auf den Feldern an den Gemarkungsgrenzen. Den sieben bäuerlichen Betrieben im Dorf stehen aber heute 55 Gewerbe- und Handwerksbetriebe gegenüber, so daß der bäuerliche Charakter des Dorfes stark im Schwinden ist, wenn man nicht schon sagen will, er ist bereits verschwunden.

Wir finden diese Auffassung bestätigt, wenn wir uns einmal die Berufsaufgliederung der Bevölkerung ansehen. Im Jahre 1950 waren von den 2170 Einwohnern nur noch 418 in der Landwirtschaft.

Dieser Wandel des Dorfes hat heute noch nicht seinen Abschluß gefunden, sondern schreitet täglich weiter. In den letzten Jahren ist der Flugplatz wieder aufgebaut und soll zum Herbst in Betrieb genommen werden. Für den Aufbau mußten wieder drei große Bauernhöfe mit einer Gesamtackerfläche von rund 130 ha weichen.

Durch den Flugplatz entstehen für Eggebek vollkommen neue Probleme. Die Soldaten, die später in Tarp in Kasernen untergebracht werden sollen, kommen zunächst in eine provisorische Unterkunft. Diese wird z. Z. auf dem Gelände der Bundesvermögensverwaltung errichtet. Da die Baracken nach der Bauweise von Fertighäusern erstellt werden, ist bestimmt damit zu rechnen, daß sie später nach dem Abzug der Soldaten für andere Aufgaben verwendet werden.

Jedenfalls entsteht auf dem Sektor des Bauwesens in den nächsten Jahren eine Hochkonjunktur in Eggebek. Eine ganze Anzahl von Baracken aus dem zweiten Weltkrieg stehen auf dem Flugplatzgelände und müssen in der nächsten Zeit geräumt werden. Ein großer Teil der Bewohner aus diesen Behelfsunterkünften wird in Eggebek bleiben und muß anderweitig untergebracht werden. Für diese Familien sind noch dreißig Bauplätze im Siedlungsgelände im Süden des Dorfes vorgesehen. Weiter werden in diesem Gelände noch 83 Wohnungen für Bundeswehrbedienstete errichtet, die im Laufe der Zeit auf 150 erweitert werden sollen. Nach Abschluß dieses Vorhabens wird Eggebek gänzlich seinen bäuerlichen Charakter verloren haben. Um zu einer planmäßigen Lenkung auf dem Bausektor des Dorfes zu kommen, hat die Gemeinde einen Aufbauplan erarbeiten lassen. Nach ihm wird das Dorf organisch wachsen.

Das Dorf selbst strebt immer mehr und mehr nach städtischen Annehmlichkeiten. Seit Jahren hat der Ort schon Straßenbeleuchtung. Die meisten Haushaltungen haben eine

eigene Hauswasserversorgung. Jetzt hat man den ersten Bauabschnitt der Ortsentwässerung in Angriff genommen. Vergleichen wir zum Schluß noch einmal die bisherige Umstellung und die neuen Planungen, dann wird nach ihrem Abschluß nichts mehr von dem typischen Bauerndorf von 1800 zu erkennen sein.

Aus der Geschichte der Bedeichung Nordfrieslands

Nach dem Untergang eines großen Teils von Nordfriesland im Jahre 1362 waren es zuerst die Marschbewohner selbst, die ihr Leben und Land durch neue Deiche zu schützen und zu sichern suchten. Etwa ab 1500 griffen die Landesherren ein, besonders bei großen Landgewinnungswerken und Neueindeichungen, denn für sie war der Untergang Nordfrieslands gleichbedeutend mit dem Verlust einer reichen Provinz, die sie wiedergewinnen oder neu erobern wollten; außerdem hatten nur sie die notwendige Autorität und finanzielle Kraft für größere Planungen und Bedeichungen. Später waren es Adlige, die es ihren Landesherren gleichtun wollten und von diesen einen vorteilhaften Oktroi (Steuerfreiheitsbrief) erwarben. Auch Gemeinschaften von Bauern aus benachbarten Kögen — sogenannte Interessenten oder Partizipanten — erwarben diese Oktrois.

Dann wurde der Adel zum Teil durch Großkaufleute und Handelsherren abgelöst, die hier auf einer anderen Ebene ihren Unternehmergeist betätigen oder auch das alte große Spiel: hohes Risiko — hoher Gewinn, wagen wollten. Aber es fanden sich auch schon Männer ein, die die Landgewinnung auch als eine ideelle Aufgabe ansahen und empfanden und von ihr gepackt wurden bis an ihr Lebensende. Zu diesen gehörten die beiden glaubensstarken Hugenotten Graf Gyldensteen und sein Sohn Desmercieres. Nach den Großtaten im 17. und 18. Jahrhundert brachte das 19. Jahrhundert in Friesland nur den Gewinn von zwei Kögen, des Dockkoogs bei Husum und des Neuen Friedrichskoogs an der Wiedau, mit zusammen 800 ha. Erst nachdem sich der Staat durch seine Ämter — heute die Marschenbauämter — dieser Aufgabe endgültig und fast allein angenommen hatte, kam die Neulandgewinnung wieder in Fluß und erbrachte in unserem Jahrhundert besonders durch ihre Planmäßigkeit überraschend große Ergebnisse. — Geblieben ist aber aus alten Zeiten die aktive Teilnahme und ein brennendes Interesse unserer Heimat an jedem neuen Werk und Koog der Westküste.

Um 1500 zeigte der überall unklare und veränderliche Verlauf der Küste Nordfrieslands drei Festpunkte, die durch höhere Lagen und dadurch, daß sie nicht im Bereich gefährlicher Mahlströme lagen, zu Bollwerken der Küste und damit der Landanschlickung wurden. Es waren dies von Norden nach Süden der 5345 ha große Wiedingharder Alte Koog (bedeicht 1436), der 1056 ha umfassende Ockholmer Koog (1515) und der Hattstedter Alte Koog mit 1994 ha (1478). Die Bedeichung dieser drei Köge war Eigenleistung der Marschbewohner! Zwischen den ersten beiden lag die

Dagebüller Bucht, zwischen den letzten die Bredstedter Bucht, die beide gute Landgewinne versprochen.

Nach der Karte von Bauinspektor Ackermann (1891) wiesen die beiden Buchten Unterschiede auf. Die größere, nördliche Bucht hatte den Vorteil, daß ihre Westflanke durch die große, hohe Halliginsel Dagebüll geschützt wurde, aber den Nachteil, daß zwei breite Ströme, nämlich das Bottschlotter Tief und das Kleiseer Tief mit ihren Fortsetzungen um Dagebüll herum frontal hineinstießen. Der Vorteil von „Dagebüll“, der zu großflächiger Landgewinnung reizte, wurde durch die tiefen Mahlströme wieder aufgehoben. Diese Bucht hatte ihre Probleme!

Die kleinere Bredstedter Bucht lag langgestreckt zwischen den Hattstedter Kögen und dem Ockholmer Koog als Flankenschutz. Statt größerer Priele (Tiefs) wie die Dagebüller Bucht hatte sie derer viele kleine, die von dem parallel zur Küste verlaufenden Buttergatt in die Bucht hineinstießen. Von diesen Prielel war nur einer gefährlich, nämlich der zwischen der Jakobshallig und dem Hattstedter Neuen Koog (1512) verlaufende, später „Königstief“ genannt, der weit in die Bucht hineinreichte und dort auch die Wasser der Arlau aufnahm, so daß eine Verschlickung dieses Tiefs nicht erfolgen konnte, was wiederum aus Entwässerungsgründen des östlichen Landes nicht wünschenswert war. Auch diese Bucht versprach großen Landgewinn, aber nur bei richtiger Planung!

Um das Jahr 1600 begann der Kampf um beide Buchten, das heißt um das Neuland, welches heute in der Dagebüller Bucht 8100 ha in acht Kögen und in der Bredstedter Bucht nach sechs Bedeichungen rund 3440 ha umfaßt.

Im Norden begann es. Herzog Johann der Ältere faßte schon den Plan, die Westgrenze der Bökingharde endlich festzulegen. Es war ein amphibischer Küstenabschnitt! Nach Vorplanungen und Versuchen kam es aber erst in den Jahren 1631 bis 1633 zur entscheidenden Tat. Unter Herzog Friedrich III. erhielten dreiundzwanzig holländische Partizipanten (Teilhaber) einen Oktroi für das ganze Gebiet, so daß diese fähigen Wasserbauer den Plan faßten, einen Deich über die Halligen Fahretoft, Dagebüll und Galmsbüll zu bauen, also damit auch das erwähnte Bottschlotter Tief zu überdämmen. Dies gelang am 12. Juli 1633 unter einem für die damalige Zeit ungeheuren Kräfteinsatz. 5500 Arbeiter waren im Tagelohn tätig, die, um Meutereien zu verhindern, ständig von Soldaten bewacht werden mußten. Um die letzte, vierzehn Meter breite und sieben Meter tiefe Lücke zu schließen, wurde ein mit Erde beladenes Schiff versenkt, auch die Nordstrander Schifferflotten wurden über den Staller zum Transport von Erde verpflichtet. Die Oberleitung soll hier Erwähnung finden, war es doch der Generaldeichgraf Rollwagen, ein Holländer, der, vom Landesherrn beauftragt und gestützt, diese Organisationsleistung vollbrachte. Die große Flut von 1634 machte dann leider vieles wieder zunichte, aber der Holländer Deich stand und führte zur Gewinnung des Bottschlotter Kooges (1633) und des Maasbüller Kooges (1637)). Es folgten dann später bis in die Zeit von Desmercieres

hinein der Alte Christian-Albrecht-Koog (1682), der Fahretofter Koog (1686/90), der Dagebüller Koog (1702), der Neue Christian-Albrecht-Koog (1705/06) und der Kleiseer Koog (1725/27), alles Köge von 1000 ha und mehr.

Die erstmalige Überdämmung eines Tiefs war der Auftakt zu allen weiteren Bedeichungen gewesen, gewiß eine beachtliche Leistung, die hier von den Herzogen von Schleswig um 1600 begonnen wurde, wenngleich wir heute diese rasante Bedeichung der Dagebüller Bucht wegen der geringen Höhenlage des Landes etwas bedauern müssen, denn es wurden leider auch große Gebiete unreifen Landes mit einbegriffen, die Christian-Albrecht-Köge ausgenommen. Noch bei dem letzten, dem Kleiseer Kogg (1725/27), war dies der Fall. Hier mußte das schon erwähnte Kleiseer Tief mit einer Breite von zweiundvierzig Metern und einer Tiefe von acht Metern überdämmt werden, wobei drei Schiffe und vierhundertfünfzig Wagen Busch versenkt werden mußten. Das Land an diesem Tief war aber so schlecht, daß es niemand umsonst haben wollte.

Neben den Großstaten und der Technik der Neulandgewinnung sollen nunmehr landwirtschaftliche Belange und Gedanken eingestreut werden. Hundert, ja zweihundert Jahre sind keine Zeit, das Land selbst spricht für den Landwirt immer eine klare, deutliche Sprache. Und hier in diesem Gebiet sagt es aus, daß die Aufschlickung durch die Bedeichung zu früh abgebrochen wurde. Man kann in der heutigen Schau auch behaupten, daß es halbe oder steckengebliebene Kulturmaßnahmen waren. Infolge der tiefen Lage des Landes und seiner schlechten Entwässerung war die Bereitschaft der Bauern, dort Höfe anzulegen, nur gering. Diese Köge wurden damals schwach besiedelt, was noch heute zu erkennen ist; so befinden sich in dem 1250 ha großen Kleiseer Koog heute nur elf Hofstellen, dreißig bis vierzig dagegen könnten es sein. Das ist damals nicht bedacht worden; die Holländer hatten vielleicht künstliche Entwässerung (durch Wind) und Besiedelung vorgesehen, die gingen jedoch nach dem Scheitern der Abdämmung aller Tiefs der Dagebüller Bucht außer Landes.

So ist es bis in unser Jahrhundert geblieben. Jetzt wird vieles tatkräftig nachgeholt. Durch Schöpfwerke werden heute schon viele Köge wirksam entwässert. Im Maasbüller Herrenkoog hat sich mit dem Schöpfwerk von 1927 und der dichten Besiedelung der Jahre 1935/36 eine Front von intensiv wirtschaftenden Bauern gebildet, die mitreißend auf benachbarte Köge wirkt, so daß auch hier im Zuge der Umlegung ähnliches erfolgen wird. Diese Dinge werden hier auch deswegen erwähnt, weil Desmercières diese Köge auf seinen Reisen genau kennenlernte und offensichtlich aus den hier gemachten Fehlern gelernt hat. Es wird später deutlich werden, wie vorsichtig er geplant und wie überlegt er seine Maßnahmen bis zum Ende durchdacht hat, zum Segen der Bredstedter Bucht.

Das spielte sich im Norden, in der Dagebüller Bucht, ab, die dem Herzog gehörte. Die Bredstedter Bucht, in der Nordergosharde, in der Jean Henri später wirkte, war dagegen königliches Gebiet, sie unterstand dem König von Dänemark.

Sicher angeregt und beeindruckt durch die Planungen der Schleswiger Herzoge, faßte nun König Christian IV. im Jahre 1616 den Plan, in derselben großzügigen Weise die Bredstedter Bucht zu nehmen. Bis 1619 wurden Vorarbeiten erledigt und Rechtsfragen geklärt, denn die Deichstrecke des großen Kooges mußte oder sollte über die Jakobshallig (heute Cecilienkoog) als Stützpunkt gehen, die aber zu Nordstrand, also zum herzoglichen Anteil gehörte. Nachdem Grenzregulierung und Bereitschaft des Herzogs erreicht waren, konnte Ostern 1619 mit dem Deichbau begonnen werden. Sechs Jahre — bis 1624 — hat dieser Kampf des Königs gedauert. Die heutige Strategie: „Mit der Nordsee gegen die Nordsee“ war noch kein Leitgedanke geworden, man deichte dort, wo es am leichtesten war. Auf der alten Karte von Joh. Meyer von 1649 erkennt man diese Deichlinie gut, die vom Hattstedter Neuen Deich über die Jakobshallig und dann über das Watt in Richtung Ockholm ging. Gut sind auch die Ausmaße des Tiefs zwischen dem Hattstedter Koog und der Jakobshallig zu erkennen, das 1619 noch rund zweihundertneunzig Meter breit und in der Mitte auf vierzehn Meter Breite vier Meter tief war. Diesem Tief ging man zunächst aus dem Wege, später versuchte man seine Überdämmung, was jedoch nur unzureichend gelang! Mit dieser Gefahr im Rücken zog man den Deich nach Norden und gewann von Norden nach Süden drei Köge, die zusammen etwa 2370 Hektar groß waren und von denen der Koog C im Bereich des Königstiefs die Hälfte der ganzen Fläche einnahm, der aber nach Abzug aller Priele und tiefen Wattflächen mit nur siebenhundert Hektar angegeben wird. Es ist das heutige Gebiet des Sophie- Magdalenen-, des Desmerciereres- und Cecilienkooges. Das Tief und die Priele in diesem südlichen Teil, die vom Buttergatt her reichlich Zufluß erhielten und nur wenig verschlickten, waren ein Damoklesschwert für das Bredstedter Werk und brachten es nach sechs Baujahren dann auch zum Erliegen, trotzdem der Außendeich schon beachtliche Abmessungen hatte. Er wird von Otto Fischer wie folgt beschrieben: Länge 10,4 Kilometer (heute 15 Kilometer), Höhe über dem Vorland 5,37 Meter (heute 5,60 Meter bis 6 Meter), Außenböschung 1:5 (heute 1:10, 1:8, 1:5, 1:3), Innenböschung 1:1½ (heute 1,2), Sohle 40 Meter (heute 55 Meter bis 60 Meter). Die Erdentnahme zum Deichbau vor dem Deich durfte erst in einer Entfernung von 95 Metern stattfinden; man hatte bereits den schützenden Wert des Vorlandes erkannt.

Trotz dieser gewaltigen Anstrengungen — auch hier mußten bei Streiks Soldaten eingesetzt werden — und der Beteiligung aller Landeigner und Kätner von Nordstrand, womit auch der Herzog von Schleswig das Werk des Königs unterstützte, hielten die Deiche den Sturmfluten vom 10. Januar und 26. Februar 1625 nicht stand. Das „Bredstedter Werk“ mußte endgültig aufgegeben werden!

Die vorstehende Schilderung aus der Geschichte der Bedeichung Nordfrieslands und die beigelegte Karte sind mit freundlicher Genehmigung des Christian Wolff Verlages, Flensburg, dem dort in diesem Jahre erschienenen Werk „Jean Henri Graf Desmerciereres“, von

Landwirtschaftsrat A. W. Geerkens, entnommen.

Wandlungen auf Alsen

Im Laufe eines Menschenlebens ändert die Landschaft ihr Gesicht. Wir dürfen nicht behaupten, daß die Landschaft altert wie der Mensch selbst. Sie ändert sich nur, langsam oder zeitweilig schnell. Wenn wir die Karte zur Hand nehmen, sehen wir am genauesten, wie sehr sich die Wirklichkeit von den Eintragungen auf der Karte unterscheidet. Wir wundern uns, weil wir dem Kartographen keine bewußten Fehler zutrauen. Der Wald, den er einzeichnete, war wirklich vorhanden, und was wir jetzt vor Augen sehen, auf der Karte aber nicht erkennen, wird auch nicht dagewesen sein, als der Kartenmacher gewissenhaft das Gesicht der Landschaft auf seine Karte übertrug. Welches ist die bewegende Kraft hinter dem sich stets erneuernden Bild der Landschaft? Würden nicht die meisten Menschen behaupten, es sei die Natur, die Gewalt des Windes oder des Wogenschlages? Es mag dieses auch auf barsche Küstenstriche zutreffen, aber in der Hauptsache ist es der Mensch selber, der durch sein Wirken neue Landschaftsbilder schafft. Wenn wir die Insel Alsen betrachten, die vom Schöpfer so verhätschelte, dann werden wir wohl einige naturgegebene Veränderungen wahrnehmen können, aber unser Gedächtnis muß weit zurückreichen, und wir müssen mit der Natur der Insel sehr vertraut sein, um überhaupt die Veränderungen wahrnehmen zu können. Da aber, wo der Mensch, im weitesten Sinne des Wortes, zupackte, geschah etwas. Eine Entwicklung wurde unterbrochen oder gefördert, manchmal in weiten Sprüngen, zu anderen Zeiten in kurzen Schritten. Menschenwerk sind zum Beispiel die Taten der Politik, Menschenwerk ist das weite Feld der Erfindungen, und Menschenwerk ist in diesem Zusammenhang besonders das Wirken auf dem Gebiete des Verkehrs. Alles wirkt fördernd oder hemmend auf das wechselnde Spiel der Falten im Gesicht der Landschaft ein.

Zur Zeit des Gesamtstaates waren die schleswigschen und holsteinischen Städte und Länder voller Leben und Fortschritt, in der Monarchie die Quellen des Wohlstandes. Die Trennung, welche stattfand, brachte einen viele Jahre dauernden Stillstand. Die einzige Stadt Alsens wuchs nur langsam. Einen Hauch neuen Lebens spürte sie, als sie unter der Wilhelminischen Ära zum nördlichsten Kriegshafen des Reiches erhoben wurde. Der erste Weltkrieg machte dem Wachstum ein Ende. Dann kam die neue Zeit und eine ganz neue Art der Zugehörigkeit. Ein Teil Schleswigs wurde mit dem Königreich vereint. Unter den Städten Dänemarks war Sonderburg die, welche nach Herning am stärksten wuchs. Und es ging sehr schnell. Im Laufe von vierzig Jahren hat sie ihre Einwohnerzahl einundeinhalbes Mal vergrößert, und die Stadt ist weit in das umgebende ländliche Gebiet hineingewachsen. Sie wirkt größer, als wozu die Einwohnerzahl sie berechtigt. Die Ursache hierzu ist, daß Sonderburg einer der

größten Gutsbesitzer des Königreiches gewesen ist. Als Erbe aus der Herzogszeit hat die Stadt das Gut Langenvorwerk mit seinen über 1000 Morgen Land übernommen. Als die Stadt wachsen wollte, hat keine Bodenspekulation die Preise für die Wohnbauten der Stadt in die Höhe getrieben. Wie die Bauklötze von spielender Kinderhand verstreut, offen, fein in das Gelände hineingepaßt liegt die Stadt zwischen Wald und Sund. Erst heute müssen sich die weisen Väter der Stadt nach neuem Baugelände auf dem Festlande umsehen. Sie tun es mit Umsicht, weil die Erfahrung sie gelehrt hat, wie wichtig es ist, daß das städtische Gemeinwesen auf das Auf und Ab der Bodenpreise Einfluß übt. Sie haben fleißig Baugelände angekauft und immer zur günstigen Zeit. Es wird behauptet, daß eine Mehrheit der Stadtvertreter im Jahre 1918 den Wunsch hatte, den Besitz an landwirtschaftlichem Boden zu veräußern. Ein Maurergeselle, von der Revolution in die Stadtvertretung hineingebracht, soll den Plan verhindert haben. Ihm müßte ein Denkmal errichtet werden.

In die kleine Stadt strömten wie in andere Städte des damaligen Reiches die Soldaten von den Fronten und die Soldaten der Siegermächte. Die Truppen führten gewaltige Fahrzeuge mit sich, Kraftwagen von Ausmaßen, welche entzückten Horden von Buben riesenhaft erschienen. Die Reifen waren aus Eisen, und ellentiefe Spuren wurden in das Pflaster der Straßen gefahren. Das war eine schrecklich beinbrecherische Wirkung. Es waren aber die LKW, die ersten, die die Stadt sah, das unerbittliche Heranstürmen der Technik und Dröhnen und Getöse in den schmalen Straßen und Gassen, denn keine Verkehrsordnung war bisher nötig gewesen, weshalb auch der schmälste Weg zur Rodelbahn der neuen Zeit wurde. Da waren die Kraftwagen der Besatzungstruppe eigentlich elegant im Vergleich mit den Fahrzeugen der Geschlagenen. Die Hinterräder waren mit massiven Gummireifen versehen, und die Vorderreifen waren luftgefüllt.

Die Kraftfahrzeuge verurteilten vieles zum Abstieg, und das vollzog sich so: Alsen ist nach Art der Inseln vom Wasser umgeben. Das Schiff war bisher das gegebene Verkehrsmittel gewesen. Kleine Häfen und Landungsplätze hatte die Insel in günstiger Zahl. Es konnte zuweilen nur eine ruhige Bucht sein, die dem segelführenden Frachtschiff Schutz gewährte, während die Waren, in Kähne gestaut, dem Strande zugeführt wurden. Ob Hafen oder nur ein zum Löschen von Waren geeigneter Strand, Wege führten immer dahin, und Leben und Schaffen folgten den Wegen. Wo Leben ist, sieht der Gastwirt sein Auskommen, und der Müller baute seine Mühle. Der historischen Wahrheit gerecht müssen wir erläutern, daß die Mühlen zumeist von Mönchen oder Adligen gebaut wurden. Aber in der Zeit, von welcher hier die Rede ist, waren Mönche und adliges Volk dahin. Durch die Hohlwege vom Strand zur festen Landstraße prusteten die starken Pferde, wenn ihnen nicht gerade durch den Durst des Fuhrmannes eine willkommene Pause beschert wurde. Der Gastwirt und der Müller waren wohlhabende Leute, alteingesessen auf dem fetten Boden der Insel.

In der Stadt sahen sich erwerbsgewandte Fuhrleute die Kraftfahrzeuge der Soldaten

an, und bald eroberte das Kraftfahrzeug den Warenverkehr. Nur wer sich für Heimatgeschichte interessiert, weiß heute etwas über den alten Verkehr auf der Insel und kann erklären, weshalb alte oder veraltete Landkarten eine Reihe von Gastwirtschaften aufzählen, die zum Ärger der Sonntagskraftfahrer und Touristen gar nicht mehr da sind. Vielleicht läßt der vom Fremdenverkehr geschaffene Bedarf oder der Wunsch des von der Last der langen Werkstage befreiten Menschen einige von den alten Krügen Wiedererstehen. Die überwucherten alten Wege würden, den Anforderungen der Neuzeit angepaßt, der Landschaft neue Züge verleihen.

Das Kraftfahrzeug hat mehr auf dem Gewissen. Eine schmalspurige Eisenbahn mit drei berühmten Lokomotiven ist verschwunden. Der Volksmund hatte den Lokomotiven Namen verliehen. Sie hießen Martin Luther, Galilei und Wallenstein. Warum? Sagte nicht Martin Luther: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders.“ Sagte nicht Galilei, indem er sich von den Mitgliedern des Inquisitionsgerichts abwandte: „Und sie bewegt sich doch!“ Sagte nicht Wallenstein zu einem seiner Heerführer: „Spät kommst du, aber du kommst!“ Wenn einer dieser Träger berühmter Namen sich in großen Bogen nach Norburg fauchte — große Bogen, weil viele Dörfer seiner warteten —, so geschah es dann und wann, daß das ganze Getriebe spät ankam. In Norburg sollten keine Anschlüsse erreicht werden. Hier war das Ende der Welt. Mit dem Herzog hatte der Flecken seine alte Bedeutung eingebüßt. Verblieben war nur eine gewisse Besinnung auf die große Zeit, oft nur erkenntlich an den eingebildeten Manieren, welche dem Rückgängigen anhaften. Diese Manieren spürte man nur zu deutlich im kleinen Städtchen, während die Bevölkerung im übrigen tief beleidigt über des Schicksals hartes Urteil unter sich zu sein wünschte. Der Zugführer wußte genau Bescheid über die psychologischen Dinge am nördlichen Ende der Welt, und sein Aufenthalt auf den zahllosen Stationen wurde daher oft von der Dauer eines Kaffeepunschkes oder der Anmutigkeit einer Gastwirtin bestimmt. Ach, waren das Zeiten!

Nach der Wende des dritten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts wurden die Lokomotiven ihren großen Namen zum Trotz verkauft, der Schienenstrang entfernt und neue Wege gebaut, auf denen Omnibusse sich zu den Lastkraftwagen gesellten. Gemeinsam beendeten sie die große Zeit des Hafens von Sonderburg, der doch der tiefste Hafen Dänemarks und einer der besten ist.

Ungefähr zur gleichen Zeit brannte zu nächtllicher Stunde Licht im Dachstübchen eines Hofes im kleinsten Dörfchen der Insel. Ein noch junger Mann hatte den Gedanken erfaßt, die Kühlung von geschlossenen kleineren oder größeren Räumen im Geiste der Zeit zu technisieren. Es war die gleiche Zeit, in der die sehr fortschrittlichen USA noch Millionen von Tonnen Roheis aus ihren winterlichen Flüssen und Seen schöpften, um es für Kühlzwecke in heißen Sommern zu benutzen. Kluge Leute empfahlen dem jungen Mann, doch sein Vorhaben einzustellen, um sich etwas Nützlicherem zuzuwenden. Die gewählte Branche sei allzu schwierig. Er gab hierzu eine für ihn charakteristische Antwort: „Wenn es so schwierig ist, werden sich wohl nur wenige

damit beschäftigen. Desto besser für mich.“ Es wird schon so sein, daß einige sich über die Starrköpfigkeit des jungen Menschen lustig gemacht haben. Heute beschäftigt er in seiner Fabrik 4400 Mitarbeiter, und jenseits der Landstraße baut er eine neue Fabrik, die 6000 Platz geben wird. Die Dörfer der Norderharde Alsens und das von alten, großen Tagen träumende Norburg sind ob der Entwicklung, die mit großer Kraft erst im Jahre 1946 einsetzte, jäh aus dem Schlaf geschreckt. Die nunmehr erweiterten Landstraßen werden von neuen Wohnbauten und neuen Städten umsäumt. So schnell ist es gegangen, daß ihnen die Merkmale der weitsichtigen Planung fehlen, aber dem soll nunmehr abgeholfen werden. In den Köpfen der Architekten und in ihren Zeichenstuben entsteht eine neue Stadt — neu auch in ihrer ganzen äußeren Form — , eine Stadt, die der achthundertjährigen Vorherrschaft Sonderburgs ein Ende bereiten wird. Was geschieht, trägt gleichzeitig den Namen Dänemarks in alle Welt hinaus, aber das ist ein anderes Kapitel, welches nicht in den Rahmen dieser Darstellung hineingehört.

Der Kreis schließt sich, als Folge dessen, was in dem bisher kleinsten Dörfchen der Insel geschah. Täglich strömen Tausende von fleißigen Menschen aus allen Teilen der Insel und auch vom Festlande zur Fabrik. Der Bedarf an Arbeitskräften ist so dringend, daß die Wiedererrichtung von alten Seeverbindungen und die Errichtung von neuen ins Stadium der realen Verhandlungen getreten ist. Schon fährt ununterbrochen ein Fährschiff von Ballebro auf dem Festland nach Hardeshøj auf der Insel. Bald wird ein Schiff tägliche Fahrten von Apenrade nach Lönsemaj unternehmen. Bald wird eine alte Verbindung zwischen den Inseln Fünen und Alsen, Trägerin übrigens sehr vieler geschichtlicher Ereignisse, neuerstehen.

Es ist anzunehmen, daß diese neuen Unternehmen, deren Hauptzweck der Transport von Arbeitern ist, sich in der Zeit zwischen den Schichtwechseln anderen Aufgaben zuwenden werden. Die Inselchen im Kleinen Belt werden die Möglichkeit haben, aus ihrer Abgeschlossenheit herauszukommen. Ein weites, schönes Land und Meer erschließt sich den Menschen, welche sich in ihrer Freizeit in die Schönheit der engeren Heimat vertiefen möchten. Die Knotenpunkte des erst in seinen Anfängen steckenden neuen Verkehrsnetzes werden, und das wird sich wohl mit anderem am tiefsten in das Gesicht der Landschaft prägen, Ansätze für neuen Handel und neues Gewerbe sein. Die fortschreitende Industrialisierung der Norderharde auf Alsen erschließt Abnahmemöglichkeiten für Erzeugnisse, die teils von den größeren Industrieunternehmen, teils von der Bevölkerung benötigt werden.

Am Anfang und am Ende aller Überlegungen aber steht der Mensch in den neuen Fabrikanlagen. Er möchte seine Heimat in nächster Nähe seines Arbeitsplatzes haben. Mit großer Energie widmen sich deshalb fortschrittliche Menschen der Beschaffung von neuen Wohnplätzen, welche hoffentlich als Schönheitsfleckchen das Gesicht der Landschaft zieren werden. Die neuen Bewohner der Insel aber, die in immer größerer Zahl in die Inselwelt hineinströmen, werden die Seele verändern. Es ist bisher immer

so gewesen, daß der schmale Sund eine stärkere Kulturscheide gewesen ist als der breite Belt. Man verehelichte sich zum Beispiel ungern über den Sund, hatte aber nichts dagegen, die Braut oder den Bräutigam von den östlichen Nachbarinseln zu holen. Das wird fortan anders.

So sprach gelegentlich ein kluger Bauersmann: „Zwei Männer haben unsere Insel entscheidend verändert. Der erste war Herzog Hans der jüngere, welcher unsere Urväter von ihren Höfen jagte. Der andere ist Mads Clausen, welcher den Nachkommen der Verjagten und vielen anderen neue Arbeits- und Wohnplätze schafft durch das belebende Wirken seiner Fabrik.

Schleswig-Holstein als Landschaftserlebnis in der Literatur

Wandlungen der Betrachtung (1800—1950)

Burschikose Leute pflegen zu sagen, daß sie „Natur kneipen“ oder „Landschaft tanken“ wollen, wenn sie hinausfahren in das Land. Manche werden mit solcher Redensart ihr echtes Empfinden für das, was *Landschaft* einem Menschen bedeuten kann, tarnen wollen, weil es nicht zum Zeitstil gehört, sich „romantisch“ zu offenbaren. Andere wiederum gehen mit wissenschaftlicher Gründlichkeit daran, den Begriff Landschaft zu definieren (und er hat viele Bestandteile — dieser Begriff), und andere schließlich nehmen mit allen Sinnen das Bild einer Landschaft in sich auf, bedenken ihre Entstehung im Prozeß geologischen Werdens, ihre Geschichte und Wirtschaftskraft und formen daraus ein *Bild*. Zu diesen gehören die Maler, Schriftsteller und Dichter. Von den letzten beiden, von ihrer Art, Schleswig-Holstein zu schildern, soll die Rede sein. Manche von ihnen entwarfen Skizzen oder schufen Bilder mit den Kunstmitteln der Sprache, die sowohl den seine Heimat liebenden Leser als auch den Fremden erfreuen und in manchen Fällen ein Leben lang begleiten, ja zur Erhöhung des geistigen Daseins der Menschen beitragen.

Die Schilderung schleswig-holsteinischer Landschaft ist von drei Faktoren bestimmt, nämlich einmal der charakteristischen Dreiteilung in Ostküste, Geest und Marsch, zweitens von der allgemeinen Wandlung des ästhetischen Empfindens in der Zeit und drittens endlich von dem besonderen geschichtsträchtigen Gehalt des Landschaftsbildes. Daß dem zuletzt genannten Bestandteil des Landschaftsempfindens ein entsprechender Teil in der dänischen Literatur gegenübersteht, bedarf für den Kenner kaum besonderer Erwähnung. Von einer Behandlung dieser Seite des Themas jedoch sehen wir heute ab.

Die Dreiteilung unseres Landes beruht auf den Urzeiten ihrer Entstehung vor etwa zwanzigtausend Jahren und ist im Osten und auf der Geest in ihrer heutigen Form ein Ergebnis der Eiszeit, während das Marschland einer jüngeren Erdperiode die Entstehung verdankt. Die Grundmoränen des Ostens — Schuttbildungen großer Gletscher; die Geest — Sandausbreitung der abrieselnden Schmelzwasser; die Marsch — versunkenes und durch Sinkstoffe des Meeres wieder neu gebildetes Land; alles sind Erscheinungen der Erdoberfläche, die Staunen und Ehrfurcht zugleich erwecken, ja sie können uns wohl auch manchmal beruhigen, weil, wie die Geologie lehrt, die Formen der Landschaft vorübergehende Erscheinungsformen zeitloser Gesetze sind, und bei dem Bewußtsein, daß die Dauer der Erdgeschichte auf zwei Milliarden Jahre anzusetzen ist (als Himmelskörper ist die Erde noch älter), mögen uns

bedrängende Dinge bisweilen etwas von ihrer Schwere verlieren.

Der zweite Faktor, der die Landschaftschilderung bedingt, besteht in der allgemeinen Wandlung des ästhetischen Empfindens. Für unseren Zeitraum von 1800 bis 1950 gilt ganz allgemein, daß man um 1800, noch in der Aufklärung stehend, einem Landschaftsbilde gern rasonierende Züge gab, indem in Verbindung mit köstlichen Farbtönen, etwa an der Ostküste, gleichzeitig von neuen Meiereimethoden und modernen Düngemitteln gesprochen wurde. Man sah die Natur, indem man sich davorstellte und sie kommentierte. Ähnlich noch in der Biedermeierzeit. Seitdem aber der Naturalismus als Stil sich durchsetzte, also seit etwa 1880, tritt der Schilderer zurück und läßt das Bild für sich wirken. Die Genauigkeit der Beobachtung (unter dem Einfluß der Naturwissenschaften!) verbindet sich mit einer scheinbaren Distanzierung des Beobachters. Der Mensch ist ein Stück Natur und nunmehr gleichzeitig in und außer der Landschaft. Der besondere Charakter einer Landschaft wird entdeckt. So kommt es, daß um 1800 die Westküste als häßlich bezeichnet wird, während später *Storm* das charakteristische Schöne dieser Natur sah; so kommt es, daß die Ostküste als populäre Szenerie in den literarischen Schilderungen zwar sehr früh einen breiten Platz einnimmt, aber eigentlich immer etwas farblos bleibt — bis zum heutigen Tage, während die Geest seit *Liliencron* und anderen Zeitgenossen *gesehen und geschaut* wird. Das alles hängt mit größeren künstlerischen Strömungen der Zeit, und das heißt, mit der gesamten Kulturentwicklung zusammen.

Und schließlich der dritte Faktor: Zu Beginn des nationalen Erwachens in Schleswig-Holstein setzt eine Flut kleiner und großer historisch-politischer Schriften ein — sie dauert bis heute. Schon früh erweckte das kleine Land das Interesse der Journalisten und anderer Schriftsteller, die ihren Berichten Farbe durch Landschaftsschilderungen gaben. Sie alle bestätigen den Vers, den *Matthias Claudius* schrieb:

*Viel große Kunst ist zwar nicht hier
wie in Rom und Ägypten,
doch haben wir Natur dafür,
die auch die Alten liebten.*

Der spätere Oberförster *Theodor Bracklow* beginnt 1846 mit einem Lieferungswerk ‚Das Illustrierte Schleswig-Holstein‘. Es sind schöne bunte Stahlstiche, die mit Text versehen sind. Dieses Buch findet erst 1914 einen Nachfolger in der großen Monographie von *Krumm und Stoltenberg* ‚Unsere meerumschlungene Nordmark‘, die jedoch weniger durch den etwas nüchternen Text als durch die vielen Bilder und Zeichnungen erfreut. Diesem Werk folgt wiederum in den zwanziger Jahren das mehrbändige Gesamtwerk *Theodor Möllers*, der in seinen Bildbänden das Auge für die heimatliche Landschaft schärfte und den Sinn für ihre Geschichte in glücklicher Form weckte. In diesen, ein Gesamtbild enthaltenden Büchern, von denen es noch mehrere, aber unbedeutendere gibt, ist der Text nicht der Ausdruck künstlerischen

Sehens geworden. Erst in der allerneuesten Entwicklung unserer Tage spüren wir in den zahlreichen Bildbänden, die es auch über unser Land gibt, nicht selten sehr individuell schriftstellerisch und künstlerisch gestaltende Kräfte. Einige Beispiele dieser Literatur legen auch Zeugnis von dem politischen Geschehen in den letzten hundert Jahren ab. So zum Beispiel haben einige Stellen in den Schriften von *Ernst Schröder* eine besondere Atmosphäre. In seinem Buche ‚Zwischen Flensburg und Hadersleben‘ heißt es in der Erinnerung an 1919/20:

„Welch eine Zeit! Das eigene Haus, der eigene Garten schienen sich zu verwandeln und zu verändern. Die Landschaft sah anders aus. Hier der Stein, auf dem wir in der Sonnenglut als Knaben gesessen hatten, um mit dem Finger Figuren in den Sand zu zeichnen, der Stein, so vertraut, so gütig, der kameradschaftliche Stein schien sich verändert zu haben.“

Bedienen wir uns aber nunmehr der Siebenmeilenstiefel, um das bisher Gesagte etwas im Detail zu betrachten.

DIE WESTKÜSTE

1800 besuchte A. v. Essen die Insel Föhr und schrieb darüber in den ‚Fragmenten aus dem Tagebuche eines Fremden mehrentheils während dessen Aufenthalt in einigen königlich-dänischen Staaten gesammelt‘:

„Für keinen Preis würde ein Mann, der an den Anblick einer milden abwechselnden schönen Natur gewöhnt ist, in einer Gegend leben, wo man bei schlechtem Wetter, oder den ganzen Winter hindurch, auf seinem Werfte mit seinem Vieh wie auf einer verlassenen Insel allein hauset, keinen fremden Menschen sieht, zu keinem Nachbar kommen kann; wo man im ewigen Kampf mit der Natur und den Elementen lebt; wo die Luft unaufhörlich von Winden und Stürmen bewegt wird; wo man keinen Trunk frisches Wasser findet; wo man von Myriaden Mücken Tag und Nacht gestochen, und selbst im Sommer immer von feuchten Dünsten durchnäßt wird; wo kein Baum, kein Bach, kein Hügel das Auge ergötzt; wo man ringsum von hohen Seedämmen wie von Festungs-Wällen umgeben ist, wo die ganze Fläche sich auf eine viertel Quadratmeile Landes einschränkt; wo man nichts, als ein Stück Himmel, als Gras, Gräben, kahle Häuser und Ochsen sieht — O, hier ist ein Exil! Ein größeres Einerlei giebt's in der Natur nicht!

Ähnlich äußerte sich noch fünfundsechzig Jahre später *Graf Baudissin* in seinem Buch ‚Schleswig-Holstein-Meerumschlungen. Kriegs- und Friedensbilder aus dem Jahre 1864‘ über Sylt. Sehr ironisch sprach er von Tondern als einem „*Gretchen im Grünen*“, in der unerträglichsten Ebene von den fettesten Grasweiden umgeben. Immerhin hatten aber *Theodor Mügge* (1846) und der bekannte spätere Begleiter Bismarcks, *Moritz v. Busch*, weiter der Kaufmann und Druckereibesitzer *I. A.*

Petersen aus Flensburg (1844) schon recht wohlwollend geschrieben und im Stile des Biedermeiers die grausame Natur des Meeres im Gegensatz zu den umhегten Gehöften der Marsch gesehen. Ja, *Ernst Willkomm* (1850) fand sogar, daß die Marschen „in mancher Hinsicht poetische Landstriche sind“. Aber *Theodor Storm* war es vorbehalten, die tiefste dichterische Aussage über diese Landschaft zu machen. In der ‚Halligfahrt‘, im ‚Schimmelreiter‘ finden sich jene Schilderungen, die ihre Krönung in den Versen von der grauen Stadt am grauen Meer erfuhren. Mit ihnen ging Husum in die Literatur ein, wurde Stadt und Sinnbild zugleich.

DIE OSTKÜSTE

Viele Schriftsteller und Dichter bemühten sich um sie, viele ‚literarische Postkarten‘ wurden bekannt. 1792 teilt *F. W. Otte* in seinen ‚Bemerkungen über Angeln, aus der Brieftasche zweener Freunde, bey einer Fussreise im Sommer 1791‘ seinen Eindruck über Angeln und Schwansen mit:

„Eine ungemein reizende Aussicht gewährte uns das gegenüber stehende Ufer, welches mit einer sanften Erhöhung aufsteigt, und mit Gruppen kleiner Lustwäldchen und Gebäuden der Güter Bienebeck und Gerebuy, einigen Kirchen und einer weiten Strecke fruchtbarer Kornfelder bedeckt ist. Mit stummer Betrübniß drang sich uns, im angenehmen Genuß dieser Schönheit, der traurige Gedanke auf, daß daselbst der Gräuel der Leibeigenschaft seinen Siz habe, und Gottes schönes Werk durch den Frevl und die Thorheit der Menschen zerrüttet werde.“

Unschwer erkennen wir den Aufklärer und unschwer die Biedermeierzeit bei *J. G. Kohl* in ‚Reisen in Dänemark‘ (1846):

„Es ist, als wenn die ganze Gegend durch sie (die Knicks) in eine Menge großer Kammern oder Säle abgetheilt werde. Auf anmutigen Wiesenwegen läuft man durch diese Kammern hin. Bei jedem neuen Wall, den man übersteigen muß, sind ein Paar Stufen angebracht, und man tritt über sie weg in eine neue Kammer. In der neuen Kammer findet man melkende Kühe, in der andern eine Pferdefamilie, in malerische Gruppen vertheilt, in einer dritten arbeitende Ackerleute. Es ist, als wäre die ganze Natur durch Knicken in eine Menge kleiner Bilder eingerahmt.“

Die Biedermeierzeit schirmt den Menschen ab, rahmt ihn ein und möchte innerhalb des Rahmens keine Unbill sehen. Die *moderne* Naturempfindung dagegen offenbart trotz und gerade wegen der Verhaltenheit des Stils *Emil Hinrichs* in seiner ‚Wanderung durch Holstein‘ (1933). Und *F. E. Peters* prägte die dichterische Zeile, daß die Förden der Ostsee „mit Freundschaftszeichen frei in das Land zu friedlichen Besuchen gehen“.

DIE GEEST

In einer sehr verdienstvollen Arbeit (erschieden im Schleswig-Holsteinischen Kunstkalender 1911-12) hat *Johannes Krumm* beschrieben, wie die Dichter Schleswig-Holsteins ihr Land sahen. Hier wird auch im einzelnen gezeigt, wie die Geest in ihrer Besonderheit gesehen und künstlerisch zuerst bei *Groth* und *Hebbel* gestaltet wurde. Ist eigentlich die Geest bereits von den Malern entdeckt und bewältigt worden? Die Frage bleibt wohl im Raume stehen. Merkwürdigerweise geschah ihre Entdeckung in Jütland durch die Malerei bereits Mitte des 19. Jahrhunderts. Freilich, *Baudissin* hatte noch mit der Vehemenz eines A. v. Essen sich ausgedrückt:

„Soll ich die mörderische Langeweile schildern, die in Deinen Räumen waltet, Du Knotenpunkt der Eisenbahn, sandumflutetes Neumünster? Soll ich von Dir erzählen, Nortorf, trübseligstes aller entsetzlichen Nester?“,

während *Moritz von Busch* zu gleicher Zeit den Hüttener Bergen Gefallen abgewann. Dann folgte um 1900 das schmetternde Bekenntnis *Liliencrons*:

„Alpen, Berge pp. sind mir im höchsten Grade widerwärtig. Für ein kleines mageres, erbärmliches Fleckchen Heide in Holstein geb ich alle Alpen pp. der Erde.“

Storm und *Timm Kröger* verwenden manches Landschaftsmotiv der Geest in ihren Novellen, und bei *F. E. Peters* findet sich dann jene klassische Stelle im Roman ‚Der heilsame Umweg‘, in der wir auf der Straße nach Westen wandernd den Übergang von der Geest zur Marsch kennenlernen:

„Die Straße, die hier plötzlich auch entbehren muß, was ihr sonst in waldloser Gegend Trost gewährt: das gesellige Mitlaufen der Ulmen, geht in Gefäßtheit schnurgerade weiter, weil es ein Ausweichen nicht mehr gibt. Fünfhundert Meter vorn stößt der Himmel senkrecht auf sie hernieder. Die blaßblaue Wand stellt ihre Füße in den grauen Staub der Straße, die mit einem Male abbricht. Den Wanderer faßt eine sonderbare Spannung. Ungewollt beschleunigt er die Schritte, um bald der Ungewißheit Herr zu werden. Denn dort, wo der Himmel im Straßenstaub steht, geht unerbittlich etwas zu Ende. Ein Fremdes beginnt: Die Wüste, das Meer oder ganz einfach das Nichts. Aber im Näherkommen springt an einer bestimmten Stelle die abschließende Himmelswand plötzlich zurück und gibt dem Auge neuen, unermesslichen Raum. Wo die Straße zu enden schien, taucht dem Wanderer aus der Tiefe die weite Ebene der Nordseemarschen entgegen. Am Horizont ahnt der Betrachter das Meer, auch wenn er von diesem Lande nichts weiß.“

VERÄNDERTE UND BLEIBENDE LANDSCHAFT

Als *Moritz v. Busch* um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von Hadersleben aus

westwärts fuhr, bot sich ihm folgendes Bild:

„Nach Westen, Süden und Norden hin ist nirgends ein Baum, nirgends eine Hecke zu sehen. Zur Staffage der Landschaft dienten mir, als ich sie zuerst sah, ein schwarzer Storch, der aus dem Sumpfe, mit dem der See endigt, aufflatterte, ein Wagen, der sich, röthlichen Staub aufwühlend, mühselig durch den tiefen Sand der ripener Straße heranmarbeitete, und auf der Haide von Hammelev einige Knechte, welche mit dem Ausstechen und Aufschichten von Plaggen beschäftigt waren, mit denen der Geestbauer seine Feuer unterhält, lieber das Ganze war der rothe Duft eines Juliabends ausgegossen. Ein Chor von Fröschen lieferte eine melancholische Musik zu dem melancholischen Bilde.“

Wer heute diese Straße fährt, freut sich zunächst über die Betonwege und bewundert dann die reichen Ergebnisse moderner landwirtschaftlicher Bodenbewirtschaftung. Hier kann man in der Tat von handgreiflichen Wandlungen im Landschaftsbilde sprechen. Und das gilt für die Geest im Norden und Süden der cimbrischen Halbinsel. Die Bebauung ändert sich nach Art und Zahl der Häuser, und daß die Industrie die Landschaft in ganz entscheidender Weise verändert, erleben wir oft. Wie immer aber der Charakter einer Landschaft ist, er wird uns insbesondere anrühren, wenn diese Landschaft *ihren* Deuter gefunden hat. Daß die Mitte und der Westen unseres Landes zu bedeutenderen dichterischen Aussagen im Erleben der Natur anregen, steht fest. Das Idyll der Ostküste ist unproblematisch. Inhaltliche wie statistische Untersuchungen der Landschaftsschilderungen beweisen dies.

Wir fassen zusammen: Die drei Hauptlandschaften unserer Heimat sind nicht zu gleicher Zeit aus gleichem ästhetischem Empfinden in der Literatur dargestellt. Die „karge“ Natur reizt mehr zur gleichnishaften Darstellung der Gefühle und Gedanken als die liebliche Hügelei. Um 1850 und seither finden auch geschichtliche und politische Gefühle ihren Niederschlag. Landschaft nennt Erich Pohl den sinnlichen Gesamteindruck, der von einem Stück Erdoberfläche mit all seinen organischen und unorganischen Beziehungen in uns erweckt wird. In der Tat, das Landschaftsbild setzt sich aus physikalischen, geologischen, architektonischen und vielen anderen Elementen zusammen. Es bestimmt als ein Ganzes sehr stark Denken und Tun des bewußt lebenden Menschen, regt an und führt Entscheidungen im Leben des einzelnen mit herbei.

„Doch haben wir Natur dafür“, schrieb der Wandsbeker Bote. Wir haben Natur- und Geschichte. Wer einmal an einem dunkelnden Augustabend an der alten Stadt Ripen vorbeifuhr, wer die Silhouette ihres *merkwürdigen* Domes am Abendhimmel sah, dem mochte wohl scheinen, daß dieser Zeuge großer Geschichte in diesem Augenblick mit dem zu schnell Vorbeifahrenden sprechen wollte. Wer einzelne strohgedeckte Katen neben modernen Höfen sah und die Arbeit der Mähdrescher beobachtete, wer

vielleicht im Frühjahr die Traktoren am späten Abend mit Scheinwerferlicht hat arbeiten sehen, der spürte auch als Laie, daß die Wirtschaft die Landschaft verändert. Wer schließlich die großen Straßen in ihrer internationalen Linienführung und Beschilderung kennenlernte, der mußte den Wandel der Dinge sehen. Aber es ist gut, zu wissen, daß der Ochsenweg auf der cimbrischen Halbinsel im Grunde manche der Europastraße 3 sehr ähnliche Funktionen erfüllte. Die Beglückung, die wir im Angesichte unserer Heimat und ihrer reichen Natur erfahren, sollte uns gleichzeitig vor dem Fehler bewahren, als moderne Menschen einen allzu engen Horizont in bezug auf Vergangenheit und Zukunft zu haben; sie sollte uns vielmehr dazu bringen, sowohl Vergangenes als Zukünftiges zu bedenken und so ausgerüstet zu sein für die Aufgaben unserer Generation.

KUNST UND LANDSCHAFT

Nicht nur die Werke der Kunst sind von Menschenhand geschaffen worden, auch der Raum, die Landschaft, in welcher diese Kunst entstand und wuchs, ist gebildet, geformt und geknetet von den Händen, den Augen und dem Geist derer, denen dies Land als eine mütterliche, lebenspendende Erde und Heimat anvertraut ward; gebildet, geformt und geknetet nach dem Antlitz derer, die es ihr Vaterland nannten. Die landschaftliche Natur, wie sie da vor uns liegt, bewohnt, bebaut und gepflegt, ist ein Werk ihrer Bewohner und ihrer Zeit und spiegelt schon in ihrem handgreiflichen Bestand die Art des Volkes, das hier wohnt. Man muß nur eine bestimmte Landschaft, die wir im Augengedächtnis gegenwärtig haben, vergleichen mit derselben lokal bestimmten Landschaft, wie sie etwa in Gemälden anderer Jahrhunderte dargestellt wurde, um zu ermessen, wie sehr sie sich immer zugleich mit dem Kostüm der Menschen gewandelt hat, als sei sie selbst nur Kostüm am Leib und steinernen Knochengerüst der Erde. Während sie einst bunt und zierlich und geziert als Bühne für Liebespaare in burgundischen Kleidern sich darbot, zeigte sie sich später verwildert und üppig und schwelgerisch wie eine Frau von Rubens; einmal glich sie einem ungeheuren schlafenden Lebewesen, das atmet und im Pelz seiner Wälder und Gärten und im animalischen Dunst seines Leibes das Ameisengewimmel der Menschen barg, ein andermal einem lieblichen Idyll mit Sonnenblumen und Bauernrosen und Leuten, die unendlich viel Zeit hatten. Immer war sie ein Werk und zuweilen ein Kunstwerk ihrer Einwohner und verriet schon in ihrer gegenständlichen Ordnung die Gestaltungskraft derer, die sie brauchten oder mißbrauchten, ihre Tugenden und Laster, ihre Neigungen und Abneigungen, ihr Verhältnis zur Erde und zum Himmel.

ZWISCHEN NORD-OSTSEE-KANAL UND EIDER

Fern von den Höhen der Heide, im Dunste des Sommers verschwimmend,
sah einst ein Knabe ein Schiff in das Rund eines Fernrohrs gebannt,
Also geschehen doch Wunder! Da liegt das Schiff ihm im Rücken,
und für die Wirklichkeit bürgt ragend die Weide am Teich.
Barfüßig lief er ins Freie, der Tag schien nicht anders als andre,
und wie vorm Wagen das Pferd gehen die Menschen im Joch,
beugen verdrossen wie Sklaven der herrischen Ernte den Rücken,
liegen mit Ketten am Dorf, ahnen kein Meer und kein Schiff.
Stets sah der Knabe bis heute von Seefahrt und Schiffen nur Bilder,
Bilder, mit buntem Geleucht in seltsamen Büchern verstreut,
die von der Freiheit der Erde, von Wonnen und Weiten erzählen,
die des Gebundenen Leid trösten mit freundlichem Trug.
Dort zieht ein Schiff in die Ferne. Nun ist alles andre *auch* Wahrheit:

Es lebt das Riesengeschlecht und der Drachen bedrohliche Brut.
Doch Zaubermäntel und -tränke, der Beistand listiger Zwerge,
sichern dem Kämpfer den Kranz aus der Hand der holdseligen Fee.
Unvergeßliches Wunder! Dem Ungenügen der Enge
Fülle und Weite vermählt! So ward ein Ganzes die Welt.

Drängende Unruh des Aufbruchs und Lust an gestilltem Verweilen
gibt mir die Heimat ins Herz mit immer gleicher Gewalt.
Drum ist sie lieb mir von jeher, die Niedrung der Eider, der Alten.
Immer mit Ebbe und Flut teilt sie noch Unrast der See.
Frech hat der große Kanal mit der Selbstsucht tätiger Jugend
nährende Bäche und Aun ihr von südlichen Hügeln gesperrt.

Mäßige Höhen, die Schroffheit und zackige Sprünge vermeiden,
werfen im grasigen Meer der Ebne wie Wellen sich auf.
Hoch steht am sicheren Rande im Norden der rotbraune Kirchturm,
der zwischen Fluß und Kanal wachsam das Land überschaute.
Fern am südlichen Hange wird wieder und wieder die Mühle
für meinen schweifenden Blick stärkende Stätte der Rast.
Im räumigen Haus unter Linden erwuchs dort vor Jahren der Dichter,
der diese Landschaft verstand, der sie geliebt und gelobt. —

Plötzlich inmitten der stillen und friedevollen Betrachtung
jagt mir das alte Schauspiel die alten Schauer durchs Herz.
Mit majestätischem Gleichmut durchgleitet ein Schiff die Wiesen.
Für den umzauberten Blick schwimmt es im grasigen Grün.

Und an dem Pfade des Riesen stehn unterwürfig Pygmäen,
beugt sich das Heudiemenvolk tief einer fremden Gewalt.
Mitten im bäuerlich-engen, vertrauten Getriebe des Sommers
springt in dem Anblick aufs neue das Abenteuer mich an.

Nun betret ich die Fähre, und neben dem schmauchenden Führer
über den vorderen Schlagbaum gelehnt des ruhenden Prahms,
schauen wir beide gelassen dem nahenden Dampfer entgegen.
Sieh, eine landfremde Fahne flattert am Heck ihm im Wind!
Kurz und in plattdeutschen Lauten Namen und Herkunft und Ladung
sachverständig bezeichnend, so sehn wir träumend ihm nach.

Eilfertig liefen die Menschen des Fremdlings entlang an der Reling,
waren uns nachbarlich nah und bleiben dennoch uns fern,
Menschen, die Arbeit und Feier in anderer Sprache bereden,
die bei der Freiwach an Deck oder im Dämmer der Back
malenden Wortes die Bilder der anderen Heimat beschwören,
die sich hinträumend am Lied der andern Heimat erfreuen,
die eines anderen Landes Hoffnungen, Nöte und Sorgen
heißen Auges erwägen mit ihrem männlichen Wort.

Nun, da das Schiff sich entfernt, erkennen wir Wartenden beide:
leise geneigt zieht es hin unter der Decklast von Holz.
Wo sind die harzigen Stümpfe, in welchem Boden vermodert
langsam das Wurzelgeflecht, das diese Stämme genährt?
Wie ist die Landschaft beschaffen, darüber die mächtigen Kronen
sangen im lenzlichen Wind, stöhnten im herbstlichen Sturm?
Wo liegt der Berg, der von Urzeit in Tiefen schlummerndes Erz barg,
das sich der weckende Mensch in späten Tagen erschürft,
das er zum Werkzeug sich schmiedet, bis endlich die blitzende Schärfe
einem erschauernden Baum weh in die Wurzel hineinknirscht?

Langsam entschwindet der Dampfer, zum Geisterschiffe geworden.
Lockung der fernen Gefahr, Schreckendes schäumt ihm am Kiel.
Weit ist und enge in einem die Welt, vertraut und bestürzend.
Über die Fluren der Heimat geht mein befremdeter Blick.

FRIEDRICH ERNST PETERS

Mit freundlicher Genehmigung des Hoffmann und Campe Verlages, Hamburg, entnommen
dem Bd. I der Ausgewählten Werke von Friedrich Ernst Peters.

Zehn Jahre Grenzfriedensbund

Der Verlauf der Jahresversammlung

Unsere Jahresversammlung, die am Sonnabend, dem 18. Juni, im Handwerkervereinshaus in Husum stattfand und außergewöhnlich gut besucht war, stand ganz im Zeichen des zehnjährigen Bestehens des Grenzfriedensbundes. In seiner Begrüßung dankte unser erster Vorsitzender, Jens Nydahl, besonders den aktiven Mitarbeitern für die in den vergangenen Jahren geleistete Arbeit. In seinem Rückblick auf das verflossene Jahrzehnt umriß er noch einmal die besonderen Aufgaben, die sich der Grenzfriedensbund bei seiner Gründung besonders auf sozialem Gebiete gestellt hat.

Mit besonderem Nachdruck wies er darauf hin, daß in den grenzpolitischen Auseinandersetzungen nicht die Geschichte, sondern der lebendige Mensch das Bestimmende sei. Man gehe mit dieser Einstellung den Weg des Fortschritts. Jeder Mensch habe das Recht der freien Entscheidung und könne sich zu dem Volkstum bekennen, dem er sich innerlich verbunden fühle. Eine Lösung der sozialen und kulturellen Fragen im Grenzland gebe es jedoch nur, wenn die wirtschaftlichen Voraussetzungen dafür geschaffen werden. Jens Nydahl betonte, daß der Grenzfriedensbund seine Arbeit auch im kommenden Jahrzehnt in europäischem Geiste fortsetzen werde. Er ging dann näher auf die Arbeit des vergangenen Jahres ein, über die in den Grenzfriedensheften laufend berichtet worden ist und über die auch ein schriftlicher Bericht der Versammlung vorlag.

Vorstand und Geschäftsführung wurden für ihre Tätigkeit einstimmig Entlastung erteilt. Dem wegen langer Krankheit ausscheidenden langjährigen Vorstandsmitgliede Ludolf Petersen dankte Jens Nydahl für seine im Interesse der guten Sache geleistete Arbeit, und in einem Grußtelegramm wurde dem Ausscheidenden von der Jahresversammlung gute Besserung gewünscht.

Beschlossen wurde ferner, daß in Zukunft das Geschäftsjahr gleich dem Kalenderjahr sein soll. Der Oppositionsführer im Schleswig-Holsteinischen Landtag, Minister a. D. Wilhelm Käber, der sich bereit erklärt hatte, auf der Jahresversammlung über „Landespolitik nördlich der Eider“ zu sprechen, mußte leider im letzten Augenblick wegen des Besuches des Bundespräsidenten absagen.

Einen mit starkem Beifall aufgenommenen Vortrag hielt an seiner Stelle der Chefredakteur des „Nordschleswigers“, Jes Schmidt, über „Aktuelle Minderheitenfragen“, den wir nachstehend im Wortlaut bringen.

Die Jahresversammlung erhielt einen besonders festlichen Rahmen durch das

Spiel des Quartetts der Kreislehrergewerkschaft Husum. Das gemeinsame Mittagessen und anschließende zwanglose Beisammensein gaben allen Teilnehmern noch Gelegenheit zu anregendem Gedankenaustausch.

*

Aktuelle Minderheitenfragen

Jes Schmidts Vortrag auf der Jahresversammlung des Grenzfriedensbundes

Europa ist heute teilweise im Begriff, den nationalen Lokalpatriotismus zu überwinden, obgleich der Weg an manchen Stellen noch weit ist.

Die Welt aber steht im Zeichen des Nationalismus. Die Völker Asiens, vor allem Afrikas, aber auch Südamerikas sind im Aufbruch; aufgepeitscht dazu noch vom Kommunismus, der sich einen Gewinn davon verspricht, in das Feuer des Nationalismus zu blasen. Die fast aus der Steinzeit in das Atomzeitalter springenden afrikanischen und anderen Völker haben noch die Enttäuschungen und Leiden des Nationalismus vor sich. Sie werden noch einen dornenvollen Weg gehen müssen, bevor sie entdecken, daß Wahrheit und Recht und Achtung vor dem Menschen und seiner Freiheit höhere Werte darstellen als nationale Freiheit und leidenschaftliche Vertretung vermeintlicher nationaler Interessen.

Was bedeuten unsere Grenzlandprobleme im Vergleich zu so umwälzenden Dingen, die sich draußen in der weiten Welt abspielen? So fragt sich heute mancher, und nicht nur der oberflächliche Mensch, der immer bereit ist, das Kind mit dem Bade auszuschütten.

Die Frage wird nicht einfacher, wenn wir bedenken, daß wir Menschen heute im Begriff sind, in das Weltall vorzudringen und nach den Sternen zu greifen. Was, so sagen die immer Großspurigen, aber nicht nur diese, interessieren uns da noch die Dinge des schleswigschen Grenzlandes? Das hat doch alles einen Bart, das ist doch nur etwas aus der Mottenkiste, etwas für alte Glatzköpfe, denen der Kalk schon aus der Hose rieselt. So ist es doch! Wer weiß schon in Kiel oder gar in Hamburg etwas von den deutsch-dänischen Fragen?

Gestatten Sie mir, Ihnen meine Auffassung von den Aufgaben des Grenzlandes darzulegen. Sie stehen ganz gewiß weit zurück vor dem Problem der Wiedervereinigung, dieser deutschen und wahrscheinlich europäischen Schicksalsfrage. Die Fragen der Einigung Europas, der Schaffung einer föderalistischen Union europäischer Staaten, wie wir Nordschleswiger sagen, sind in ihrer Bedeutung im Vergleich mit den kleinen Bergen unserer Heimat emporreichende Alpen. Unsere Aufgaben und Sorgen erscheinen winzig angesichts der gefährlichen Spannungen zwischen Ost und West. Das ist alles richtig. Und wenn wir Menschen des Grenzlandes das nicht erkennen würden,

dann wären wir Toren, dumme Arroganten, lächerliche Prahlhänse.

Wir Grenzländer sind aber weder blind noch naiv. Im Gegenteil! Das Zusammenleben mit anderen Völkern verengt nicht, es erweitert den Horizont. Und ich glaube, wenn ich mir diese kritische Bemerkung erlauben darf, daß sich mancher Binnendeutscher und manch europäischer Lautsprecher von heute im deutsch-dänischen Grenzland noch manches hinzulernen könnte. Vor allem nämlich dieses, daß die Welt aus einem Mosaik unendlich kleiner Einzelleistungen besteht; und wir hier im Grenzland arbeiten an einem kleinen, aber für die Gesamtheit unerläßlichen Aufgabe, einer Aufgabe, die nur wir – und sonst keiner – für Deutschland und für Europa lösen können. Dieses Wissen gibt Kraft, Vertrauen und Mut, und wir brauchen Mut, damit wir unsere Aufgaben sehen und anpacken.

Was sind das für Aufgaben?

1. Für unser deutsches Volk das Beste im Grenzland zu leisten – nicht gegen den Nachbarn, sondern für die gemeinsame Sache.
2. Dem europäischen Geist der Zusammenarbeit im Grenzland zum Siege zu verhelfen, d. h. den Menschen bewußt zu machen, daß wir Deutsche und Dänen gemeinsam mehr zu verteidigen – und zu verlieren – haben, als was uns trennt.
3. Die Erkenntnis zu vertreten und der Jugend nahezubringen, daß keiner dadurch ein guter Europäer wird, daß er ein schlechter Deutscher oder ein schlechter Däne ist. Das heißt, daß eine echte Zusammenarbeit nur möglich ist zwischen guten Deutschen und guten Dänen, die immer bereit sind, für das eigene Volk Positives zu leisten und dieses Volk auch in der Stunde der Not unerbittlich zu verteidigen.

Gestatten Sie es mir bitte, daß ich als Beispiel einer solchen Haltung einen nordschleswigschen Landsmann, Ihren Vorsitzenden Jens Nydahl, nenne. Sein Weg vom nordschleswigschen Geestdorffungen bis zum Leiter des Schulwesens der Reichshauptstadt Berlin, seine unerschrockene Haltung gegenüber den Machthabern des nationalsozialistischen Regimes ist Ihnen bekannt. Aus persönlichem Erleben weiß ich und kann ich bestätigen, daß Jens Nydahl nach dem Kriege als Landesdirektor und Landesbeauftragter für den Landesteil Schleswig dem an die Eider drängenden dänischen Nationalismus härtesten und unerbittlichen Widerstand leistete – für sein Volk –, daß er aber auch andererseits stets und zu jeder Stunde Recht und freiheitliches Denken hochhielt. Ihm ist darum, obgleich er als deutscher Sozialdemokrat in der Stunde vaterländischer Not nationale deutsche Interessen vertrat, und zwar erfolgreich vertrat, nie die Achtung im dänischen Lager versagt geblieben. Keiner kann deutscher sein als Jens Nydahl – trotzdem genießen wenige größere Hochachtung auf dänischer Seite als er.

Was ich damit sagen will, ist dieses: Die Vertretung deutscher volklicher

Interessen im Grenzkampf steht nicht im Widerspruch zum europäischen Gedanken, im Gegenteil, man darf sie vielleicht sogar als europäische Pflicht bezeichnen – jedenfalls dann, wenn man dem dänischen Nachbarn dasselbe Recht zugesteht.

4. Wir Grenzländer haben über die Freiheit zu wachen, über die Freiheit des einzelnen, z. B., seine Kinder in die Schule zu schicken, die er als die Schule seines Volkes ansieht; zu wachen allerdings auch darüber, daß diese Freiheit der Wahl nicht durch materielle Vorteile beeinträchtigt wird.

5. Wir Grenzländer haben die Pflicht, den engstirnigen Nationalismus, z. B. das Eiderdänentum Hansen-Larsenscher Prägung, dort zu schlagen, wo wir es finden.

6. Die Regelung der schleswigschen Minderheitenfragen gilt heute schon in Europa als vorbildlich. Unsere Aufgabe ist es, von dieser Position aus zur Lösung der brennenden Volkstumsfragen in Europa beizutragen.

Sind das alles kleine Aufgaben? Ich meine, sie sind so groß, daß wir genug zu tun haben, wenn wir sie lösen wollen. Es sind Aufgaben, die keiner für uns löst, die aber um unseres Volkes und um des Abendlandes willen gelöst werden müssen. In den Grenzländern muß sich erweisen, ob die Menschheit zur Achtung von Recht und Freiheit des Einzelmenschen gereift ist. Wer dem Frieden dient, dient dem Fortschritt der Menschheit!

Ein dänisches und ein deutsches Gutachten zur Erwachsenenbildung

Die „Duplizität der Ereignisse“ hat es gewollt, daß fast gleichzeitig zwei gewichtige Gutachten zur Erwachsenenbildung erschienen sind: das eine in Dänemark, das andere in Deutschland.

In Dänemark arbeitete im Auftrage des Unterrichtsministeriums ein aus 21 Mitgliedern bestehender Fachausschuß unter Vorsitz des Professors P. Nyboe Andersen seit 1954 an dem Gutachten, das im April d. J. erschienen ist.

In Deutschland hatte der 1953 eingesetzte „Ausschuß für das Erziehungs- und Bildungswesen“ den Auftrag, das gesamte Erziehungs- und Bildungswesen zu durchdenken und Vorschläge für die weitere Gestaltung zu machen. Der Ausschuß bestand aus etwa 20 Mitgliedern, den Vorsitz führte der Oberbürgermeister von Ulm, Theodor Pfitzer. Unter den Gutachten, die dieser Ausschuß erarbeitet hat, erregte besonders der „Rahmenplan zur Umgestaltung und Vereinheitlichung des allgemein bildenden Schulwesens“ Aufsehen und führte zu lebhaften Auseinandersetzungen in der Öffentlichkeit. Als 18. Gutachten dieses

Ausschusses erschien das hier erwähnte „Zur Situation und Aufgabe der deutschen Erwachsenenbildung“.

Da beide Gutachten sicherlich große Bedeutung für die weitere Entwicklung der Erwachsenenbildung in beiden Ländern haben werden, seien hier, leider wegen des knappen Raumes in sehr gedrängter Kürze, einige Hauptpunkte im Auszug wiedergegeben und besprochen. (Eine vollständige Übersetzung des dänischen Gutachtens ist in Vorbereitung.)

DAS DÄNISCHE GUTACHTEN

Vom Unterrichtsministerium wurde ihm die Aufgabe zugewiesen

- a) den in der modernen Gesellschaft vorliegenden Bedarf für allgemeinmenschlichen und mitbürgerlichen Unterricht, den die Volkshochschule (Anmerkung: Das Wort Volkshochschule bedeutet in Dänemark immer Heimvolkshochschule!) geben kann, zu untersuchen,
- b) die Schwierigkeiten festzustellen, die bei der möglichst weitgehenden Befriedigung dieses Bedarfs auftreten.
- c) Vom Ausschuß wird ferner erwartet, daß er die Stellung der Volkshochschule unter den anderen Institutionen der Erwachsenenbildung beleuchtet und daß er
- d) die Verhältnisse im Erwerbsleben und auf dem Arbeitsmarkt, die den Besuch einer Volkshochschule hemmen, herausstellen wird, sowie daß er
- e) die Fragen behandelt, die mit dem Lehrplan, dem Unterricht und mit den sonstigen Verhältnissen der Volkshochschule, von denen man annehmen darf, daß sie mit der Geeignetheit der Volkshochschule zur Lösung ihrer Aufgabe Zusammenhängen, Bedeutung haben.

In Ausführung dieses Auftrages bespricht das jetzt erschienene Gutachten auf 63 Seiten Text folgende Punkte:

1. Einleitung
2. Die wichtigsten Züge aus der Entwicklungsgeschichte der Volkshochschule
3. Die Volkshochschule und die heutige Jugend
 - a) Grundsätzliche Gesichtspunkte
 - b) Die Volkshochschule und die Landjugend
 - c) Die Volkshochschule und die erwerbstätige städtische Jugend
 - d) Die Volkshochschule und die Jugend im Berufswechsel
4. Die Unterstützung aus öffentlichen Mitteln
5. Zusammenfassung und Vorschläge

Als Anlagen sind dem Gutachten Abschriften von vierzehn Eingaben und Schreiben des Ausschusses an Behörden und Organisationen mit den darauf erfolgten Antworten und Stellungnahmen beigefügt. Den Schluß bildet ein von

Johannes Novrup ausgearbeiteter Lehrplan, der mit besonderer Berücksichtigung der Wünsche der Jugend aus Industrie und Handwerk aufgestellt ist.

Aus dem interessanten Punkt 5 des Gutachtens, der Zusammenfassung, seien hier einige Auszüge in möglichst wortgetreuer Übersetzung angefügt:

Es kann von einer Krise der Volkshochschule keine Rede sein, vor allem nicht im Hinblick auf die Besucherzahlen. Diese sind seit Jahren konstanten den letzten Jahren steigend. 1958/59 hatten die Schulen 7200 Schüler. Diese Steigerung betrifft hauptsächlich Jugendliche aus anderen Bevölkerungskreisen als denen des flachen Landes, woher bisher der weit überwiegende Teil der Schüler kam. Dieser gesteigerte Zugang könnte in noch schnellerem Tempo vor sich gehen, wenn die Kenntnis der Volkshochschule bei der erwerbstätigen Jugend verbreiteter wäre und wenn es gelänge, einige der Schwierigkeiten, die dem Volkshochschulbesuch dieser Jugend entgegenstehen, zu beseitigen ...

... Der Ausschuß ist grundsätzlich der Auffassung, daß die Anpassung der Volkshochschularbeit an die geänderte gesellschaftliche Struktur wie bisher so auch in Zukunft ein Ergebnis der Initiative der einzelnen Schule sein muß. Er verzichtet daher auf Vorschläge, die diese laufende Entwicklung stören würden ...

... Der Ausschuß glaubt nicht, daß der Bedarf der Jugend an allgemein-menschlicher Bildung durch Eingliederung dieses Zweiges in die fachliche Ausbildung gedeckt werden kann. Für eine kürzere oder längere Zeit muß die Jugend sich voll mit nur allgemein-menschlichen Fragen befassen können. Diese Möglichkeit bietet der über achtzehn Jahre alten Jugend unter allen Schulformen nur die Volkshochschule ...

... Die Notwendigkeit allgemein-menschlicher Orientierung ist heute zwingender als in früheren Zeiten. Die Jugend hat heute weniger Stütze bei der älteren Generation. Sie empfängt statt dessen eine unübersehbare Menge von Eindrücken durch mehr oder weniger zufällige Bekannte und durch die Einwirkung von Presse, Film, Radio, Fernsehen und Reklame. Weil sie wählen muß zwischen den vielen Möglichkeiten, müssen große Anforderungen an ihr kritisches Urteilsvermögen gestellt werden ...

... Die moderne Gesellschaft braucht selbständige, gutausgebildete Menschen; aber neben selbständiger Kritik muß der einzelne auch die Fähigkeit haben, sich in eine übergeordnete Gemeinschaft (Samfund) einordnen zu können. Daher braucht er Verständnis für weitere Zusammenhänge, als die bloße Fachausbildung ihm geben kann. Hier liegt die große Bedeutung der Volkshochschule für das Erwerbsleben, für die Organisationen und Verbände und für die Demokratie (Folkestyre) ...

... Die Volkshochschule stellt in wachsendem Maße ihren Unterricht ein auf

städtische Arbeits- und Lebensverhältnisse. Die damit zusammenhängenden Fragen positiv und eingehend zu behandeln, ist von größter Wichtigkeit. Der Ausschuß empfiehlt daher den entscheidenden Stellen, Versuche nach dieser Richtung zu fördern und auch etwa fehlgeschlagene Versuche nicht durch Wegfall der Unterstützungen zu hindern. ...

... Eine nicht unbedeutende Zahl von Jugendlichen fühlt sich heute bewogen, den Beruf zu wechseln. Ihnen muß durch einen Aufenthalt auf einer Volkshochschule Gelegenheit gegeben werden, zur Klarheit über ihre Pläne zu kommen. ...

Die Staatlichen Zuschüsse

Die Zuschüsse aus öffentlichen Mitteln durch den Staat für das Volkshochschulwesen beruhen auf dem Gesetz vom 4. Juli 1942, erweitert durch Zusätze 1947 und 1955. Durch dieses Gesetz werden die Volkshochschulen und die landwirtschaftlichen Schulen (beides Internate) zusammengefaßt.

64 Volkshochschulen und 31 landwirtschaftliche Schulen weisen die amtlichen Zahlen für 1959-60 nach.

An Zuschüssen wurden vom Staat gezahlt 8 810 000 Kronen, an Stipendien für die Schüler beider Schulgruppen wurden verausgabt 7 367 000 Kronen, verteilt auf 7200 Volkshochschüler und 3400 landwirtschaftliche Schüler. Als Darlehen zur Verbesserung der Schulen wandte der Staat 22 170 250 Kronen seit 1942 auf.

Die Schulen sind fast alle „selvejende“, d. h. sich selbst besitzende Anstalten, einige wenige sind noch in privatem Besitz des Leiters. Die Zuschüsse gliedern sich nach dem Gesetz auf in

1. den Grundzuschuß, gegeben nach der nachgewiesenen Schülerzahl,
2. den Gebäudezuschuß, z. Z. 3½% des Gebäudeschätzwertes,
3. den Zuschuß zu den Lehrergehältern in Höhe von 70%,
5. den Lehrmittelzuschuß von 70%,
6. die Staatsalterszulage von 600 Kronen, nach fünf Dienstjahren steigend bis 1800 Kronen,
7. den Dispositionsfonds des Ministers von 10 000 Kronen.

DAS DEUTSCHE GUTACHTEN

entwickelt und begründet nach einigen historischen Vorbemerkungen (I) ein Verständnis der Bildung und besonders des Aufbaues der Erwachsenenbildung der Gegenwart (II und III), wendet diese Erkenntnis auf einige besonders dringliche Aufgabengebiete an (IV) und behandelt sodann die beiden

Grundformen der Erwachsenenbildung im engeren Sinne, die „freie“ und die „gebundene“ (V), dann geht es auf die Struktur und die Aufgabe der freien Erwachsenenbildung näher ein und zieht schließlich in Abschnitt VI und VII eine Reihe von praktischen Folgerungen. Das Inhaltsverzeichnis bietet nach einer Einleitung ausführliche und gedankenreiche Betrachtungen zu folgenden Punkten:

1. Historische Vorbemerkungen
2. Der Auftrag der Erwachsenenbildung in der Gegenwart
3. Besondere Gesichtspunkte
4. Besondere Aufgabenbereiche
5. Freiheit und Bindung in der Erwachsenenbildung
6. Struktur und Aufgaben der freien Erwachsenenbildung im heutigen Deutschland
7. Erwachsenenbildung und Öffentlichkeit
8. Schlußbemerkungen
9. Summe, Programm und Appell:

Was bedeutet für uns das Gutachten des Deutschen Ausschusses?
Ausführungen von Hellmut Becker

Dem Gutachten angeschlossen ist eine gemeinsame Erklärung des Deutschen Volkshochschulverbandes und der Bundesarbeitsgemeinschaft für katholische Erwachsenenbildung, worin diese beiden maßgeblichen Verbände u. a. sagen: „Wir haben die Hoffnung, daß das Gutachten eine breite Öffentlichkeit und die verantwortlichen Kräfte in Staat und Gemeinden auf die zunehmende Bedeutung der Erwachsenenbildung aufmerksam zu machen vermag und daß die Überzeugung immer mehr Platz greift, wie wichtig die Erwachsenenbildung für die Festigung unserer Demokratie ist.“

Kurze Gegenüberstellung der beiden Gutachten

Der ganze Ton und der Aufbau des dänischen Gutachtens zeigt, daß es sich hier nicht um eine Grundlegung oder gar eine Neueinführung handelt, sondern um eine pflegliche Weiterentwicklung einer fest gegründeten Sache, die auf eine lange Überlieferung und erstaunliche Erfolge zurückblicken kann. Die Ratschläge des Gutachtens wollen nur helfen, die Arbeit an die sich verändernden Verhältnisse der Gegenwart anzupassen. Die Sprache des Gutachtens ist schlicht, klar und nüchtern, ohne jeden romantisierenden Überschwang und ohne den geringsten Zweifel zu erlauben an der großen Bedeutung der Angelegenheit, die es vertritt, oder an der Wertschätzung, die diese Sache in Dänemark und in großen Teilen der Welt genießt. Grundtvig ist, wie sonst nicht oft in dänischen Stellungnahmen, recht kurz erwähnt, und die im Laufe der Geschichte oft betonte und bewiesene Bedeutung der Volkshochschule für nationale Gedanken, z. B. im Hinblick auf die Südschleswig-Frage, hält sich in sehr engen Grenzen.

Ein Vergleich der in den beiden Gutachten gebrauchten Sprache zeigt dem Kundigen die Unterschiede in der Denkart zwischen Deutschen und Dänen. Das dänische Gutachten erzählt gleichsam schlichtweg von einer Angelegenheit, die man ordnen will. Das deutsche Gutachten läßt in gutstilierter Sprache viel von dem Ringen der Erwachsenenbildung um Stellung und Bedeutung in der Öffentlichkeit spüren. Es bemüht sich mit einem starken Einschlag von philosophisch anmutenden Wendungen und Definitionen um die geistige Grundlegung und den Standort der Erwachsenenbildung. Dieses Ringen um eine Begründung eines Gedankens, dessen Notwendigkeit das tägliche Geschehen immer deutlicher beweist, ist charakteristisch für eine deutsche Betrachtungsweise. Für diese Begründung, die in Deutschland eine notwendige Voraussetzung ist, bringt das Gutachten gewichtige Ausführungen. Es wird viel beachtet und besprochen werden.

Die ruhige Sicherheit, die aus den Ausführungen des dänischen Gutachtens spricht, wird gut unterbaut durch die Liste der staatlichen Unterstützungen, die auf Grund von Gesetzen für die Volkshochschulen ausgeworfen werden. Weil diese Zuschüsse durch Gesetz gesichert sind, beschneiden sie in keiner Weise die Freiheit in der Arbeit der Volkshochschulen. Bürokratie und Partei können die Erwachsenenbildungsarbeit in Dänemark nicht als ein indirektes Mittel für ihre Ziele einsetzen. Der Staat verzichtet auf jede Art von Aufsicht und greift nicht in den inneren Betrieb der Schulen ein. In Dänemark ist das von Grundtvig stammende Wort:

*Freiheit sei unser Wort zuvor,
Freiheit für Loki als auch für Thor,
Freiheit für das, was dem Geiste entsprang,
was niemals sich beugt, was entartet im Zwang*

als ein von allen Seiten als heilig gehüteter Grundsatz Lebenselement der Volkshochschularbeit. Die Wahrung dieser Grundeinstellung ist eine Hauptursache für die starke Wirkung der Volkshochschule in Dänemark.

In Schleswig-Holstein und in den anderen Bundesländern (mit Ausnahme von Nordrhein-Westfalen) haben wir keine gesetzliche Grundlage für die Erwachsenenbildungsarbeit. Die jährlich zu wiederholende Bewilligung der Mittel ist eine Angelegenheit der Parlamente und die Verteilung derselben eine Sache der Regierungsbürokratie. Wenn auch im allgemeinen angenommen werden darf, daß die Verteilung der Mittel nach sachlichen Gesichtspunkten geschieht, so liegt hierin doch eine große Gefahr für die Freiheit der Arbeit. Es bleibt nicht aus, daß der „kleine Mann“ in der Erwachsenenbildungsarbeit sich bewußt oder unbewußt danach richtet, was „man“ in der bewilligenden Stelle wünscht, und danach,

welche politischen Winde gerade am stärksten wehen. Man schaut eben zu leicht „nach oben“, um nicht bei der Verteilung zu kurz zu kommen. Hierin liegt eine der Hauptursachen für das bei den politischen Oppositionsparteien ziemlich weitgehende Mißtrauen gegen die deutsche Erwachsenenbildung. Die Gefahr der bewußten oder unbewußten parteipolitischen Beeinflussung der Bildungsarbeit ist erst dann beseitigt, wenn die zur Verfügung stehenden Finanzmittel nach Gesetz und nicht nach Ermessen verteilt werden.

Axel Henningsen

Deutsch-dänische Arbeitsgemeinschaft – ja oder nein?

Zu Hans Schmidt-Oxbülls Forderung einer deutsch-dänischen Arbeitsgemeinschaft in Nordschleswig

Wir haben uns gefragt, ob es wohl richtig sei, in den Grenzfriedensheften über eine Auseinandersetzung zu berichten, die zunächst in der Hauptversammlung des Bundes deutscher Nordschleswiger die Gemüter bewegt hat und dann im „Nordschleswiger, dem Organ der Volksgruppe, weitergeführt und dadurch zu einer öffentlichen Debatte geworden ist, die ein weitgehendes Echo sowohl in der dänischen als auch der deutschen Grenzlandpresse gefunden hat. Es handelt sich um Hans Schmidt-Oxbülls in ultimativer Form erhobene Forderung der Anerkennung seiner politischen Zielsetzung – eine deutsch-dänische Arbeitsgemeinschaft in Nordschleswig – durch die deutsche Volksgruppe.

Wenn wir uns in den Grenzfriedensheften in der Stellungnahme zu internen Fragen der deutschen Volksgruppe gebotener Zurückhaltung bislang befleißigt haben, so scheinen uns doch im Verlaufe der Auseinandersetzung schwerwiegende grundsätzliche Fragen angeschnitten worden zu sein, die es gerechtfertigt erscheinen lassen, an Hand der Presseberichte zunächst einmal herauszustellen, um was es hier geht.

Das ist darum nicht ganz leicht, weil wahrscheinlich nicht einmal Hans Schmidt-Oxbüll selbst eine genaue Vorstellung davon hat, wie die von ihm propagierte Arbeitsgemeinschaft aussehen, welche Form, welche Aufgaben, welche Kompetenzen sie haben und ob und wie sie in naher oder weniger naher Zukunft realisiert werden kann. Es kommt noch hinzu, daß er seine grundsätzliche Stellungnahme in die Form einer Polemik gegenüber seinen „Widersachern“ gebracht hat – was der Klarheit nicht immer förderlich zu sein pflegt.

*

Die allgemein anerkannte Grundlage für das Bestehen der nationalen Minderheiten beiderseits der deutsch-dänischen Grenze sind die Erklärungen von Bonn und Kopenhagen, die auf eine breitere Grundlage gestellt haben, was vorher

durch die Kieler Erklärung schon präjudiziert worden war. Sie garantieren den Minderheiten die Freiheiten, die sie brauchen, um sich ungehindert von staatlichem und gesellschaftlichem Zwang nach eigenem Wollen und Vermögen zu entfalten. Damit liegt es in ihrer Hand, in ihrem Ermessen, und Können, wie sie als nationale Gruppe untereinander Zusammenhalten und auch, welches Verhältnis sie als einzelne und als geschlossene Gruppe zu ihrer Umwelt – dem Volke und Staate, in dem sie leben – einnehmen wollen. Der gesetzliche Rahmen ist so weit gespannt, daß er sowohl eine weitgehende Separation vom national Andersgesinnten zuläßt als auch über ein kühl distanzierendes Verhältnis zu praktischer und sachlicher Mitarbeit in den staatlichen und anderen öffentlichen Institutionen führen kann und darüber hinaus ein freundschaftliches Nebeneinander und im Idealfalle sogar ein herzliches Miteinander möglich ist. Der überwiegende Teil der beiden nationalen Minderheiten, ja die Gesamtbevölkerung diesseits und jenseits der Grenze sieht in dem heute bestehenden gesetzlichen Rahmen wenn nicht eine ideale so doch eine mögliche und von allen akzeptierbare Lösung eines an sich außerordentlich schwer zu lösenden Problems. Aber es ist ein Rahmen, ein sehr weiter Rahmen, in dem jeder sich seinen Standort selber suchen und auch die Volksgruppe den ihren fixieren muß und zum Handeln aufgerufen ist in dem einen oder anderen Sinne.

*

Hans Schmidt-Oxbüll will nun offensichtlich, daß die deutschen Nordschleswiger in einer bestimmten Richtung sich entscheiden und mit ihm den Weg gehen, den er im Interesse der Volksgruppe und eines guten Zusammenlebens beider Nationalitäten für unerläßlich und den einzig möglichen hält, eben den Weg zu einer deutsch-dänischen Arbeitsgemeinschaft in Nordschleswig.

Ausgangs- und Ansatzpunkt seiner Überlegungen und seiner Auseinandersetzung mit denjenigen, die ihm zu folgen nicht vermögen, ist dabei die „Loyalitätserklärung“ des Bundes deutscher Nordschleswiger vom Jahre 1945: „Als deutsche Nordschleswiger bekennen wir uns zu unbedingter Loyalität dem dänischen König, dem dänischen Staat und der jetzigen Grenze gegenüber und erstreben einen ehrlichen Frieden in unserer Heimat.“

Hans Schmidt-Oxbülls Meinung

Es heißt dazu in seinem Aufsatz: „Eine Bestandsaufnahme“ – erschienen im Nordschleswiger vom 16. Juli d. J.:

Arbeitsgemeinschaft als Konsequenz der Loyalitätserklärung

... Eine Loyalitätserklärung haben sie (meine Gegenspieler) völlig freiwillig abgegeben, aber eine deutsch-dänische Arbeitsgemeinschaft lehnen sie heftig ab. Was kann nun, politisch gesehen, dazwischen Platz finden? Nichts, oder doch nur

eine Halbheit, und das ist weniger als nichts ...

... Wer vom politischen Verhältnis zum dänischen Staate und Volke redet und diese Konsequenz nicht ziehen will, der redet leere Worte. Zwischen Gegensatz und Zusammenarbeit liegt nur Stillstand, Kirchhofsfrieden ...

... Das Ziel einer deutsch-dänischen Arbeitsgemeinschaft für Nordschleswig ist die letzte Konsequenz meines politischen Verhaltens. Wenn es mir verwehrt wird, diese letzte Konsequenz zu ziehen und ihr zuzustreben, dann sehe ich mich außerstande, politisch zu wirken ...

Arbeitsgemeinschaft in Nordschleswig jeden Tag?

... Das ist nach meiner Ansicht nicht richtig, da arbeiten wir zusammen, nicht weil wir Deutschgesinnte und Dänischgesinnte sind, sondern obgleich wir Deutsche und Dänen sind, und weil wir Bauern sind. Ganz am Rande kann zwar auch das Nationale in Erscheinung treten ... Da gehen wir also nur nebeneinander, aber nicht miteinander ...

... Aber deshalb sollten wir es dabei bewenden lassen, bei der Verwendung von Milch und Fleisch zusammenzuarbeiten? Nachdem wir die Grenze anerkannt haben, sollte dem nichts im Wege stehen, auch in Fragen zusammenzuarbeiten, die dem Nationalen entspringen ...

Arbeitsgemeinschaft wozu?

In einem Aufsatz einige Tage später im Nordschleswiger macht Schmidt-Oxbüll nähere Angaben darüber, an welche Aufgaben er denkt. Es heißt da:

... Selbstverwaltung in Nordschleswig, Stellungnahme zu der Parole: Schleswig den Nordschleswigern, Erhaltung der Eigenart unseres Landesteiles, Wie muß die Lei- Bewegung verstanden werden? Wirtschaftlicher Anschluß an Deutschland ...

Zur Form der Arbeitsgemeinschaft

... dazu erkläre ich, ... daß eine neue Organisationsform weder in dem einen noch in dem anderen Falle beabsichtigt ist. In meinen Artikeln ... habe ich schriftlich niedergelegt, daß der Hauptvorstand des Bundes deutscher Nordschleswiger der deutsche Partner dieser Arbeitsgemeinschaft sein würde ... Heute füge ich ... hinzu, daß der Hauptvorstand selbstverständlich ein kleineres Gremium dahin abordnen kann ... Es kann durchaus auch ein „Kleinstgremium“ den deutschen Partner ausmachen – nämlich der Hauptvorsitzende allein ...

Der Gegenwind aus allen Richtungen

Die Meinung des jetzigen Vorsitzenden der deutschen Nordschleswiger

Harro Marquardsen, Fauerby, äußerte sich nach der Flensburger Presse wie folgt: ... Der Streit um die Arbeitsgemeinschaft ist völliger Unsinn. Wir sind Deutsche

und bleiben Deutsche. Und wenn wir nicht im Folketing vertreten sind, dann werden wir es auch bleiben. Wir haben die Grenze anerkannt und könnten hier oben ein vorbildliches Verhältnis zwischen Mehrheit und Minderheit herstellen. Was wir brauchen, sind keine politischen Theorien, sondern praktische Arbeit für unsere Leute, wenn sie in Schwierigkeiten sind ...

Zwei dänische Stimmen

Flensborg Avis: ... Leider weiß man nicht ganz genau, was unter dieser Programmparole zu verstehen ist. Hans Schmidt-Oxbüll gehört ja nun einmal nicht zu denen, die sich klar verständlich ausdrücken. Diejenigen, die den Mann kennen, wissen, daß Hans Schmidt ein Ehrenmann ist, ein ansprechender schleswiger Heimatgefährte, ein Mann mit feinen und Respekt erheischenden Charakterzügen. Aber sie wissen zugleich, daß es in der Tat nicht immer ganz leicht ist, die innerste, konkrete und praktische Meinung hinter den oft nebelhaften Worten zu erfassen ...

Jydske Tidende: ... Es gibt, worauf wir oft genug hingewiesen haben, auf dänischer Seite keine kompetente Organisation, auch keine Einzelpersonen mit Kompetenz, die imstande sein würden, an einer solchen Verhandlung teilzunehmen, ganz abgesehen davon, daß es nichts zu verhandeln gäbe, was zu einem konkreten und wirkungsvollen Beschluß führen könnte. Es wird nicht von einer anderen Zusammenarbeit die Rede sein können als von derjenigen, die Hans Schmidt durch Teilnahme an der allgemeinen politischen Arbeit im Folketing wird schaffen können. Was uns betrifft, so haben wir gern eine Handreichung mit der Aufforderung gegeben, eine solche Arbeit aufzugreifen und mit den Vorsitzenden der Fraktionen in Fühlung zu treten. Aber hier gilt natürlich nicht zuletzt, daß über ungeklärte Gedanken und Vorschläge nicht verhandelt werden kann ...

Zwei deutsche Stimmen

Flensburger Tageblatt: ... Bekannt ist, daß der von Schmidt-Oxbüll seit jeher vertretene Gedanke einer deutsch-dänischen Arbeitsgemeinschaft in der Volksgruppe sehr umstritten ist...

... Das Ziel, das sich Schmidt-Oxbüll gesetzt hat, dem er in seiner seitherigen politischen Wirksamkeit aber um keinen Schritt näher kam, ist gewiß ein anerkennenswertes Ziel. Er denkt an ein verständiges und tolerantes Zusammenwirken von Deutschen und Dänen im dänischen Grenzland. Wenn er nunmehr der dänischen Seite ein entsprechendes Angebot macht – und so muß man seinen Artikel auffassen –, so tat er das offenbar, ohne einen Anhalt dafür zu haben, daß dieses Angebot auch angenommen werde. Vielmehr mußte er mit dem Gegenteil rechnen ...

... Es scheint uns typisch für diesen idealistischen Politiker zu sein, daß er einen idealistischen Gedanken in die Welt und sich und anderen als Ziel setzt, ohne daß er nach echten politischen Grundsätzen zunächst prüft, ob seine Verwirklichung überhaupt möglich ist und die erforderlichen Mittel ihm zur Verfügung stehen. Von seinen Wählern verlangt er das Bekenntnis zu einer Zielsetzung, über deren Erreichung er ihnen nichts weiter sagen kann, als daß er selbst optimistisch und voll guten Willens ist...

... Wir vermögen nicht zu begreifen, wie Hans Schmidt-Oxbüll annehmen kann, daß sich dänische Kreise über solche Fragen ausgerechnet in einer deutsch-dänischen Arbeitsgemeinschaft unterhalten würden, daß sie eine solche Arbeitsgemeinschaft gewissermaßen als die Spitzenorganisation ganz Nordschleswigs anerkennen würden. Wir Deutschen in Südschleswig könnten uns im umgekehrten Falle auf einen solchen Plan nicht einlassen ...

... Hinter den genannten Themen stehen doch samt und sonders politische Probleme, zu denen man südlich wie nördlich der Grenze nur unter politischen, ja unter parteipolitischen Gesichtspunkten Stellung nehmen wird. Für politische Fragen sind eben die politischen Gruppen da, die Parteien, und auch die Minderheiten, die deutsche wie die dänische, bilden Parteien und haben auf diese Weise Zugang zu den entscheidenden Stellen in Gesetzgebung und Exekutive ... Flensburger Presse: ... Schmidt-Oxbüll, der die Minderheiten im schleswigschen Land als Gesinnungsgemeinschaften kennzeichnet... steuert praktisch auf eine Art nordschleswigscher Heimatpartei hin. In Loyalität gegenüber dem Staat und unter Anerkennung der Grenze will er die stillen Reserven des Deutschtums mobilisieren und in die Unentschiedenen, die die Dänen Blakkede nennen, einbrechen. Er will, daß die Dänen das Deutschtum als integrierenden Bestandteil des Grenzlandes anerkennen und bejahen, zumal ihm der revisionistische Stachel genommen ist. Über die Kulturarbeit alten Stils ist das seiner Meinung nach nicht zu verwirklichen. Er will den politischen Weg gehen. Damit würde der Wahlverein des Bundes deutscher Nordschleswiger, die „Slesvig-Parti“ ein eigenes Gesicht erhalten in Fragen, die das Grenzland betreffen. Diese Fragen sollen dann in einer deutsch-dänischen Arbeitsgemeinschaft besprochen werden.

Diese Idee ist durchaus politisch. Sie ist teilweise durch die dänische Minderheit praktiziert worden. Sie hat nur einen Nachteil, sie hängt praktisch in der Luft. Es gibt noch keinen dänischen Partner für diese „Arbeitsgemeinschaft“. Schmidt-Oxbüll ist der Meinung, er würde sich finden, wenn er mit seinem Rezept Erfolg hat...

Es mag sein, das er Recht hat. Wir glauben nicht sehr daran. Abgesehen davon, ob die sich ändernde soziale Struktur des Grenzlandes noch eine „Heimatpartei“ verträgt, ist ebensogut eine konträre dänische Reaktion möglich.

... Aber was wird aus den Minderheiten? Sollen sie assimiliert werden? Will man

das? Man darf wohl davon ausgehen, daß die liberale Minderheitenpolitik des klassischen Nationalstaates schließlich und endlich zu diesem Ergebnis führt. Aber ist das wünschenswert? Warum soll nicht die Minderheit bleiben? Warum sollen sie nicht auch wachsen können? Das ist letztlich eine Frage an die Mehrheiten. Aus den heutigen Verkrampfungen kann man die Minderheitenpolitik nur durch die Haltung der Mehrheiten – insbesondere der politischen Parteien – führen.

Das dänisch-deutsche Treffen in Apenrade

Wie die Bürgermeister der vier nordschleswigschen Städte Sonderburg, Apenrade, Tondern und Hadersleben schon anlässlich der Flensburger Tage 1958 in Aussicht stellten, findet jetzt von Donnerstag, dem 13. Oktober, bis Sonnabend, dem 15. Oktober, in Apenrade ein dänisch-deutsches Treffen statt, zu dem die vier genannten Städte eingeladen haben und das die offizielle Unterstützung des dänischen Staates hat.

In der Eröffnungsveranstaltung am Vormittag des 13. Oktobers sprechen Johan Paulsen, Tondern, der dienstälteste Bürgermeister der einladenden Städte, der Flensburger Stadtpräsident, Dr. Hanno Schmidt, und als Gastgeber Bürgermeister Jessen, Apenrade.

Der Nachmittag bringt ein literarisches und ein geschichtliches Thema, und zwar spricht Prof. Dr. Sven Møller-Christensen von der Universität Aarhus über „Der volkliche Durchbruch in der dänischen Literatur um 1900“ und Prof. Dr. Erdmann, Universität Kiel, über „Das deutsche Volk, seine Gegenwart und Zukunft“.

Die Abendveranstaltung in der Sønderjylland-Halle wird von namhaften dänischen Künstlern bestritten werden.

Der Freitag bringt vormittags einen Lichtbildervortrag über „Die Bilderwelt der Bronzezeit“ von dem Archäologen Prof. P. V. Glob, Universität Aarhus; nachmittags referiert der dänische Architekt und Städteplaner Prof. Bredstorff von der Universität Kopenhagen über „Die alten schleswigschen Städte und ihre Erneuerung“, wobei er auch auf die Situation in Südschleswig eingehen wird.

Besonderem Interesse begegnet sicherlich der Vortrag des dänischen Staatsministers Viggo Kampmann, ebenfalls am Freitag nachmittag, über „Wirtschaftliche Probleme in der Zusammenarbeit des dänischen und des deutschen Staates, über das Verhältnis EWG und EFTA, aktuelle Marktpläne usw.“ Zum gleichen Thema spricht aus deutscher Sicht am Sonnabend vormittag der Bundeswirtschaftsminister Prof. Erhard.

Das Nordmark Sinfonie-Orchester spielt am Freitagabend unter der Leitung von GMD Heinrich Steiner eine Ballettmusik von Riisager, die dritte Leonoren-

Ouvertüre von Beethoven und die 4. Sinfonie von Brahms.

Eine Schau dänischen Kunsthandwerks und eine deutsche Buchausstellung runden das Programm des dänisch-deutschen Treffens ab.

Die Grenzfriedenshefte werden über das Treffen in ihrem nächsten Heft ausführlich berichten.

Friedrich Ernst Peters wurde siebzig Jahre alt

Am 13. August wurde Friedrich Ernst Peters, der in Luhnstedt bei Rendsburg geborene Dichter, siebzig Jahre alt. In einem längeren Aufsatz im Flensburger Tageblatt würdigte unser Vorstandsmitglied Dr. Johannsen, der seit vielen Jahren dem Dichter freundschaftlich verbunden ist, das dichterische Werk. Wir bringen daraus einen kurzen Absatz:

„Und endlich besteht Veranlassung, auf ein Besonderes hinzuweisen. Ist auf der einen Seite das Werk dieses Dichters bar jeden Partikularismus, ist es vielmehr von deutscher und abendländischer Atmosphäre erfüllt, so ist es andererseits ein beglückendes Geschenk an die Heimat. Gab uns im Ausgang des 19. Jahrhunderts Theodor Storm das endgültig gestaltete Bild unserer Westküste mit allen ihren charakteristischen Zügen, und kam dies einer Entdeckung gleich, so schuf Friedrich Ernst Peters das bleibende Bild der Geest und der Ostküste in der Prosa im „Heilsamen Umweg“, im „Preis der guten Nächte“ und vor allem in seinen Gedichten. „Der liebe Gott steckt im Detail“, so lautet eine wichtige Formel künstlerischer Tätigkeit. Man kann ihre Anwendung gerade in den aus heimatlicher Landschaft geprägten Gedichten bei Peters studieren. Wer in seine Werkstatt einmal schauen durfte, weiß, mit welcher Akribie Beobachtungen an Blumen und Bäumen gemacht, ehe sie Bilder und Gleichnisse wurden. Aus dem „Eislauf“ auf einer holsteinischen Wiese wurde ein „existenzialistisches“ Gedicht. Der „Luhnstedter Forst“ wurde „Paradies den Schmetterlingen“, „Rantzaus Eiche“ wurde ein Denkmal, und wenn wir uns der „Kleinen Wolke im Abendrot“ zugesellen, so fühlen wir uns an die Himmel der großen friesischen Maler erinnert. Damit haben wir den Geist dieses Werkes umschritten, das, getragen aus der „begeisternden Liebe zur reinen Form“ – von der Bemühung um sie zeugen im Gesamtwerk die zahlreichen Essays –, die in den „wirklichen Erscheinungen verdunkelte innere Wahrheit der Gestalten offenbar“ macht (Humboldt). Dieses Werk wirkt heute auf alle die, die das Geheimnis des Daseins in der Individualität erblicken, es wird weiterwirken, wenn der Tag verklungen ist.

Eine Probe aus des Dichters Schaffen veröffentlichen wir an anderer Stelle in diesem Heft, es ist sein Gedicht „Zwischen Nord-Ostsee-Kanal und Eider“.

Über die politische Lage in Südtirol

Auf dem diesjährigen Kongreß der Föderalistischen Union Europäischer Volksgruppen in Zuoz (Schweiz) wurde auch eingehend die Lage der deutschen Volksgruppe in Südtirol erörtert. Wir veröffentlichen nachstehend den dort von Dr. Karl Tinzl gehaltenen Vortrag, der sehr instruktiv die gesellschaftlichen, politischen und gesetzlichen Gegebenheiten schildert, mit denen sich die Deutschen in Südtirol auseinandersetzen müssen – Gegebenheiten, die so ganz anders sind als bei uns hier im Norden.

Geschichtliche Vorbemerkungen

Südtirol war wie die angrenzenden Alpengebiete ursprünglich von verschiedenen Volkstämmen bewohnt, die nach der heute vorherrschenden Meinung der Gruppe der Illyrer angehörten und von den alten Geographen und den Römern mit dem Sammelnamen „Räter“ bezeichnet wurden. Das Gebiet wurde im Zuge der Feldzüge von Drusus und Tiberius von Rom erobert und die eingeborene Bevölkerung stark dezimiert; die Sprache der Übriggebliebenen wurde durch das Lateinische überdeckt. Eine eigentliche römische Besiedlung im großen fand nicht statt. Dieselbe beschränkte sich auf die Gründung einzelner Garnisonen und Veteranenkolonien. Im Zuge der Völkerwanderung zogen Schwaben, Franken, Langobarden durch oder in das Land oder Teile desselben. Die einheimische Bevölkerung zog sich größtenteils in die Seitentäler zurück. Von nachhaltiger und allgemeiner Wirkung war die Besetzung durch die Bajuwaren vom Ende des 6. Jahrhunderts ab, welche, ohne die einheimische Bevölkerung zu verdrängen, Südtirol in weitgehendem Maße besiedelten, zum Teile im Anschluß an schon vorhandene andere Siedlungen, zum Teile auch durch Gründung von einzelnen Höfen und Hofgruppen und dementsprechende Rodungen. Diese Siedlungstätigkeit setzte sich in verschiedener Stärke, besonders mit einer zweiten Welle im 12. Jahrhundert, und zwar durchaus vom Norden her, als aus dem deutschen Sprachgebiete, fort, vor allem durch Vermittlung der grundbesitzenden Klöster und Adeligen. Die rätoromanische Sprache hielt sich in den Seitentälern des Eisack- und Pustertales sowie in einzelnen Teilen von Obervinschgau, dort auch unter dem Einfluß der Zugehörigkeit zum Bistum Chur und der einheitlichen Grafschaftsgewalt über Vinschgau und Unterengadin.

Südtirol ist daher seit weit über tausend Jahren deutsches Sprach- und Kulturgebiet, mit den Resten einer ladinischsprechenden Urbevölkerung, niemals war es ein Gebiet italienischer Sprache oder Kultur. Diese Feststellung ist notwendig, weil man seit etwa hundert Jahren aus nationalistischen italienischen Kreisen versucht hat, diese grundlegende geschichtliche Tatsache zu verfälschen. Die bäuerliche Bevölkerung Südtirols gelangte infolge verschiedener Umstände bald zu einer verhältnismäßig freien Stellung, und im Laufe des 14. Jahrhunderts

entwickelte sich in Tirol eine demokratische Verfassung, für welche in der damaligen Zeit nur die Schweiz eine Parallele bietet, in welcher vier Stände, Geistlichkeit, Adel, Bürger und Bauern, anerkannt waren und durch ihre Vertreter ein weitgehendes Mitbestimmungsrecht nicht nur auf dem Gebiete der Gesetzgebung, insbesondere hinsichtlich der Steuerbewilligung, sondern auch für das Schicksal des Landes überhaupt ausübten. Diese Selbstverwaltung und Selbstregierung für das Land Tirol erhielt sich, wenn auch mit verschiedenen Rückschlägen und Abwandlungen in der Form, bis ins 19. Jahrhundert und wurde durch die österreichische Verfassung von 1867 für den gesamten österreichischen Staat auf eine neue gesetzliche Grundlage gestellt, welche den einzelnen Ländern, und Tirol bildete ein solches auf vielen Gebieten des öffentlichen Lebens, insbesondere im Gemeindewesen und der Landwirtschaft, das Recht zur eigenen Gesetzgebung und Verwaltung gewährleistete.

Entwicklung seit 1918

Im November 1918 wurde Südtirol auf Grund des Waffenstillstandes von italienischen Truppen besetzt und schließlich im Friedensvertrag von Saint Germain unter vollkommener Außerachtlassung des Selbstbestimmungsrechtes, das von Wilson als Grundlage der Friedensverträge verkündet worden war, und ohne jede Befragung des Volkes, gegen die von demselben durch seine Gemeinden ausdrücklich erhobene Stimme, auf Grund von Informationen und einer Propaganda, die Wilson, wie er später selbst zugegeben hat, irreführte, Italien zugesprochen. Die ersten gewählten Vertreter Südtirols im italienischen Parlament haben dagegen eine feierliche Rechtsverwahrung eingelegt. Es wurde den von Österreich abgetretenen Gebieten, insbesondere also auch Südtirol, in einer Thronrede des italienischen Königs die Aufrechterhaltung der von Österreich übernommenen Autonomie zugesichert. Doch bevor dieses Versprechen in irgendeiner Form Verwirklichung fand, kam der Faschismus ans Ruder und mit ihm ein Regierungssystem, das die Verneinung jeder Autonomie bedeutete. Mit ihm setzte auch eine absolute nationale Unterdrückungspolitik gegenüber der angestammten Südtiroler Bevölkerung ein, die insbesondere durch die vollständige Italienisierung des Unterrichtswesens, von den Kindergärten ab, und eine mit allen Mitteln geförderte italienischsprachige Zuwanderung, z. B. durch Schaffung einer großen Industriezone bei Bozen mit ausschließlich italienischer Arbeiterschaft, betrieben wurde.

Entwicklung seit 1945

Bei der Neuordnung der Welt nach dem zweiten Weltkriege erhoben die Südtiroler bei den Alliierten, welche mit Norditalien auch Südtirol besetzt hatten, neuerdings die Forderung auf Selbstbestimmung. Dieselbe wurde ihnen wieder nicht gewährt,

und als bescheidener Ersatz dafür sollte das Abkommen gelten, welches der italienische Ministerpräsident De Gasperi und der österreichische Außenminister Gruber am 5. September 1946 in Paris abschlossen und das auch als integrierender Bestandteil des italienischen Friedensvertrages in denselben aufgenommen wurde. Der Sinn und Zweck desselben war, wie auch aus seiner Entstehungsgeschichte hervorgeht, den Bestand der deutschen und der in gleicher Lage sich befindenden ladinischen Bevölkerung in Sprache, Kultur, Wirtschaft auf ihrem angestammten Heimatboden und deren freie Entwicklung zu sichern und zu fördern. Als vornehmstes Mittel hierzu sollte die in dem Abkommen für Südtirol zugesicherte Autonomie dienen. Es muß bedacht werden, daß durch die Gewaltmaßnahmen der faschistischen Regierung sich das Bevölkerungsverhältnis derart verschoben hatte, daß nunmehr in Südtirol 240 000 Deutsche 120 000 Italienern gegenüberstanden, während die Zahl der letzteren im Jahre 1918 noch nicht 10 000 ausgemacht hatte.

Das Schicksal der Autonomie

Der Neuaufbau der Republik Italien sollte nach deren Verfassung, welche Ende 1947 beschlossen wurde, auf der Grundlage autonomer Regionen erfolgen. In der Verfassunggebenden Nationalversammlung war Südtirol nicht vertreten. Dort wurde nun an Stelle einer Autonomie für Südtirol allein die Schaffung einer autonomen Region Trentino-Tiroler Etschland beschlossen und diese in die Verfassung eingefügt. Auf diese Weise wurde Südtirol Bestandteil einer Region mit zu zweidrittel italienischer Bevölkerung. Wenn auch den beiden Provinzen Trient und Bozen, aus denen sich die Region zusammensetzt, ein bescheidenes Maß von Selbstgesetzgebung und Verwaltung eingeräumt wurde, blieben die Südtiroler doch auf den viel weiteren und wichtigeren Gebieten, für welche der Region die Zuständigkeit eingeräumt war, dem Willen einer italienischen Mehrheit ausgeliefert und dadurch ihre Autonomie als Selbstregierung schon dem Begriffe nach illusorisch gemacht. Das im Februar 1948 erlassene Autonomiestatut für diese Region bekräftigte diesen Rechtszustand. Die Erfahrungen, welche die Anwendung dieses Statutes bisher mit sich gebracht hat, haben mit aller Klarheit bestätigt, daß es auch in seiner praktischen Durchführung in keiner Weise dem Sinn und Zweck genügt, wie er im Pariser Vertrag gedacht war, und zwar zeigte sich dies in einer doppelten Richtung:

Innerhalb der Region wurde den Provinzen und damit Südtirol auch jenes Maß von Selbstverwaltung nicht zuerkannt, welches ihm auf Grund des Statutes selbst hätte gewährt werden können und müssen. Nach Art. 14 desselben sollte wenigstens die Verwaltung auch auf jenen Sachgebieten, für welche der Region die Gesetzgebung eingeräumt ist, den Provinzen übertragen werden. Diese Bestimmung ist im wesentlichen toter Buchstabe geblieben. Auf der anderen Seite

wurden vom Staate aus durch Maßnahmen, die einer unzerstörbaren zentralistischen Mentalität entspringen, und eine immer mehr einschränkende Auslegung der autonomen Befugnisse, welche nur zum geringsten Teile durch den Verfassungsgerichtshof korrigiert wurde, diese zu einem wesentlichen Teile ihres Inhaltes und ihrer Bedeutung beraubt. Dies zeigte sich insbesondere und in bezeichnender Weise auf dem Gebiete des Volkswohnbaues. Italien besitzt hierüber eine sehr ausgedehnte Gesetzgebung. Die bezügliche Gesetzgebungsgewalt und damit auch die Verwaltungsbefugnisse sollten nach Art. 11 des Autonomiestatutes nunmehr den Provinzen zustehen. Dies wäre für Südtirol aus einleuchtenden Gründen von besonderer Bedeutung, denn wenn auch die massive Förderung der Zuwanderung, wie sie durch den Faschismus betrieben wurde, offiziell nicht mehr besteht, geht sie doch auf verschiedenen Kanälen unentwegt weiter, und einer der wichtigsten bildet der Bau und die Zuweisung von Wohnungen für die minderbemittelte Bevölkerung, insbesondere für die Arbeiter. Die Erstellung und Zuweisung dieser Wohnungen erfolgte bis vor kurzem bis zu rund neunzig Prozent zu Gunsten der italienisch sprechenden Bevölkerung. Es ist zu bedenken, daß die Arbeitsvermittlung und Arbeitsbeschaffung durch Arbeitsämter erfolgt, die fast ganz in italienischen Händen liegen und auf welche die autonomen Stellen keinen gesetzlichen Einfluß ausüben können. Indem so von auswärts hergezogene Arbeiter sogleich mit Wohnungen versorgt werden, wird dieser Zustrom vom Süden gefördert und andererseits der arbeitsuchenden einheimischen Bevölkerung vom Lande der Zugang zu den Arbeitsmöglichkeiten in der Stadt erschwert oder unmöglich gemacht. Und gerade auf diesem für unsere Zukunft so entscheidenden Gebiete ist durch die Auslegungsmethoden und Verwaltungsmaßnahmen der Regierung die uns zustehende autonome Gesetzgebung und Verwaltung fast illusorisch geworden.

Der Kampf um die eigene Autonomie

Alle diese Erfahrungen bestärkten in den Südtirolern die Überzeugung und damit den Willen, daß dieser Zustand im Sinne einer echten und wirklichen Autonomie, und zwar für Südtirol allein, wie es der Parisvertrag vorsieht, geändert werden müsse. Dies wurde in einer feierlichen Volkskundgebung der Südtiroler in Sigmundskron im November 1956 bekräftigt, in welcher der Ruf nach Autonomie für Südtirol allein, getrennt und unabhängig vom Trentino, erhoben wurde. Dies zu erreichen war das vornehmste Ziel der Südtiroler Politik in diesen letzten vier Jahren und ist es insbesondere auf Grund des Beschlusses der Außerordentlichen Landesversammlung der Südtiroler Volkspartei vom 5. Mai 1950 geblieben. Unter diesem Gesichtspunkt muß die letzte Entwicklung der politischen Lage und ihr heutiger Stand betrachtet werden:

Nachdem Österreich durch den Staatsvertrag im Mai 1955 seine politische Handlungsfreiheit wiedererlangt hatte, richtete es ein Augenmerk auch auf die endliche und vollständige Durchführung des Abkommens De Gasperi-Gruber, und wir brauchen kein Geheimnis daraus zu machen, daß Österreich von seiten der Südtiroler hierzu gedrängt wurde, auch wenn es dieses Drängens vielleicht nicht bedurft hätte. Nachdem die Verpflichtungen, welche Italien in diesem Verträge gegenüber Österreich übernommen hat, fast ausschließlich Interessen der Südtiroler betreffen, halten diese es auch für ihr selbstverständliches Recht, sich an den Staat zu wenden, dem gegenüber sie eingegangen wurden, damit er, als der hierzu legitimierte Vertragspartner, sich für deren Durchführung einsetze. Die Verhandlungen oder Besprechungen, wie immer man sie nennen mag, die in der Folge zwischen Italien und Österreich hierüber aufgenommen wurden, haben bis heute zu keinem greifbaren Resultat geführt. Wenn auch innerpolitische Ursachen auf beiden Seiten, wie Regierungskrisen, Wahlen und dergleichen, Unterbrechungen und Verzögerungen hervorgerufen haben, so wäre es bei gutem Willen doch unter allen Umständen möglich gewesen, zu einem klaren Ja oder Nein zu gelangen, während gerade in der Hauptfrage, jener der Autonomie für Südtirol, bis heute überhaupt keine klare Antwort von italienischer Seite erfolgte. Ein für uns positives Ergebnis hat sich trotzdem herausentwickelt.

Nicht nur in der italienisch-nationalistisch eingestellten Presse, sondern auch in Regierungskreisen Italiens zeigte sich die Neigung, die Frage der Behandlung Südtirols und der Südtiroler als eine rein innenpolitische Angelegenheit Italiens anzusehen, für deren Geltendmachung auf internationaler Ebene keine Legitimation und kein rechtlicher Grund bestehe. Gegenüber der klaren Tatsache des Bestandes eines internationalen Vertrages, der an sich schon, wenn auch nur als zweiseitiger Vertrag, die Frage über den Charakter einer rein innerpolitischen Angelegenheit hinaushebt, der aber, wie bereits erwähnt, auch noch in den allgemeinen italienischen Friedensvertrag als integrierender Bestandteil eingebracht worden ist. Die italienische Regierung hat sich, wenn auch widerstrebend, damit abfinden müssen, daß die Südtirolfrage auch formalrechtlich internationalen Charakter hat. Nachdem man die Ergebnislosigkeit der Verhandlungen schon seit geraumer Zeit fast mit Sicherheit voraussehen mußte, hat Österreich aus dieser gesamten Lage die Folgerungen gezogen und angekündigt, daß es die Südtirolfrage an die Vereinten Nationen bringen wird. Italien ist nach dem Vorgesagten anscheinend auch so weit, sich der Anrufung einer internationalen Instanz nicht zu widersetzen, doch möchte es die Angelegenheit zu einer rein rechtlichen, über Auslegung und Anwendung des Pariser Vertrages seinem Wortlaute nach, stempeln und damit die Entscheidung einem internationalen Gerichte überantworten. Von österreichischer Seite hingegen ist man gewillt, darauf zu drängen, daß die Frage in dem höheren und

allgemeineren Rahmen der Anerkennung der Volksgruppenrechte, wie sie auch juristisch auf internationaler Ebene immer mehr durchdringt, und damit den Anspruch zumindest auf Autonomie, Selbstregierung im Sinne des englischen Selfgovernment, direkt vor den Vereinten Nationen verhandelt werde. Es ist daher auf alle Fälle damit zu rechnen, daß die Südtirolfrage ungefähr in dieser Formulierung auf der Tagesordnung der Vereinten Nationen erscheinen wird.

In zweiter Linie muß die Entwicklung auf innerpolitischem Gebiet, worunter in diesem Zusammenhang im wesentlichen die regionale Ebene zu verstehen ist, kurz geschildert werden:

Im Januar des Jahres 1959 traten die drei der Südtiroler Volkspartei angehörigen Mitglieder des Regionalausschusses – das ist das höchste Verwaltungsorgan der Region und damit eine Art Regionalregierung – von ihren Ämtern zurück. Der unmittelbare Anlaß hierzu war die fast völlig negative, schon vorher erwähnte Einstellung der Regierung gegenüber der im Statut festgelegten Zuständigkeit der Provinz Bozen auch auf dem Gebiete des Volkswohnbaues, für welche zwar nicht unmittelbar die Region, aber doch die Partei, welche ebenso die Staatsregierung wie jene der Region beherrscht, verantwortlich war. Unter einem allgemeinen Gesichtspunkt sollte damit zum Ausdruck gebracht werden, daß die gegenwärtige Regionalverfassung, mit ihrer Unterwerfung der Südtiroler unter die Trentiner, in ihrer praktischen Anwendung sich als völlig unbefriedigend und ungenügend für den Schutz der berechtigten politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Interessen der Südtiroler erwiesen hatte. Es ergab sich daraus auch die naturnotwendige Folge, daß die Südtiroler Volkspartei im Regionalrat in die Opposition trat. Die christlich-demokratische Regionalregierung konnte sich zunächst noch mit Unterstützung der kleinen Gruppen der Neofaschisten und Liberalen behaupten, wenn sie auch bei einzelnen Abstimmungen in der Minderheit blieb. Als dieselben jedoch aus Gründen, die mit der allgemeinen staatlichen Politik und der Gruppierung der Parteien in derselben Zusammenhängen, der Regionalregierung ihre Unterstützung entzogen, wurde ein Mißtrauensantrag, der von den Linksparteien gegen diese eingebracht worden war, mit Stimmenmehrheit angenommen und hatte den Rücktritt zur Folge.

Damit ist die Regionalkrise in ihrer vollen Schärfe zum Ausdruck gekommen. Im November dieses Jahres endet die normale Legislaturperiode des Regionalrates und müssen Neuwahlen stattfinden. Es läßt sich heute noch nicht mit Bestimmtheit sagen, ob es zu Übergangs- oder Behelfslösungen kommt, welche es gestatten, das Leben der Regionalorgane noch bis zu diesem Zeitpunkte hinauszuziehen, oder ob die Krise nicht zu einer vorzeitigen Auflösung des Regionalrates, welche automatisch auch jene der beiden Provinzlandtage mit sich bringen würde, und zur Einsetzung einer kommissarischen Verwaltung bis zu den Neuwahlen führt; ebenso wäre es heute schon verfrüht, Vorhersagen darüber zu machen, wie sich

die Lage nach diesen Neuwahlen gestalten wird. Eines aber kann mit Sicherheit gesagt werden: die Krise ist nur ein Symptom für die Unhaltbarkeit des geschwägten Zustandes. Eine dauernde Lösung und Beruhigung kann nur geschaffen werden, wenn Südtirol die ihm zustehende eigene Autonomie für sich, unabhängig von Trient, bekommt. Es ist selbstverständlich, daß die Südtiroler vollkommen damit einverstanden sind, daß auch Trentino als eigene Region weiterlebt und sich entwickelt.

Auf einen Einwand, der gegen die Eigenautonomie für Südtirol aus nationalistischen italienischen Kreisen erhoben wird, soll noch kurz eingegangen werden. Es wird behauptet, daß bei einer solchen Gestaltung die in Südtirol lebenden Italiener der Gefahr einer Unterdrückung durch die deutschsprachige Mehrheit ausgesetzt seien. Es braucht kaum ein Wort darüber verloren zu werden, daß eine solche Befürchtung völlig unsinnig ist. Die Tatsache der Zugehörigkeit Südtirols zum italienischen Staat, der als solcher immer über die obersten Machtmittel verfügt, die tausendfachen Verflechtungen und Verbindungen dieser italienischen Volksgruppe mit den fünfzig Millionen, die den Staat beherrschen, bieten von vornherein schon eine mehr als genügende Garantie gegen eine solche Unterdrückungsgefahr. Aber es ist selbstverständlich, daß auch ohne diese alle nur irgendwie denkbaren Sicherungen in ein Autonomiestatut eingebaut werden sollen, die eine solche Gefahr noch außerdem vollkommen unmöglich machen sollten. Es ist im Gegenteil unsere feste Überzeugung, daß nur auf der Grundlage der Eigenautonomie das friedliche und ruhige Zusammenleben der Volksgruppen gewährleistet ist, die sich nur auf dem Boden der Gleichheit des Gefühles der Sicherheit für die eigene Existenz aufbauen kann.

Eines muß aber noch gesagt werden: Weit eher als die Gefahr einer Unterdrückung der italienischen Volksgruppe besteht die Möglichkeit, daß sich bei der Anwendung und Auslegung eines solchen Autonomiestatutes für Südtirol Schwierigkeiten und Meinungsverschiedenheiten ergeben können, die sich zu Ungunsten der deutschsprachigen Bevölkerung auswirken würden. Nachdem die Gewährung dieser Autonomie nach unserer Auffassung der Ausfluß eines durch einen internationalen Vertrag, das Pariser Abkommen, gewährleisteten Rechtes ist, müßte auch für die Anwendung und Auslegung des Statutes, das seine Grundlage bilden soll, in letzter Linie die Entscheidung einer internationalen Instanz maßgebend und damit die Möglichkeit von deren Anrufung gegeben sein. Der Entwurf eines solchen Statutes wurde von den Südtiroler Parlamentariern schon in der letzten Legislaturperiode und neuerlich in der laufenden in vollständiger und ausgearbeiteter Form im Senat und in der Abgeordnetenversammlung vorgelegt, aber bis heute noch nicht behandelt. Man darf wohl annehmen, daß, im Falle der Entwurf von der Regierung gebilligt wird, dies auch von seiten der Parteien geschieht, welche diese Regierung bilden oder unterstützen, so daß die

verantwortliche Entscheidung in diesen Händen liegt.

Und nun noch ein letztes Wort: Es ist eingangs dieser Ausführungen daran erinnert worden, daß Südtirol unter Mißachtung des Selbstbestimmungsrechtes an Italien angeschlossen wurde. Es wird uns allen an jedem Tag gegenwärtig gemacht, wie der Ruf nach Selbstbestimmung die Völker der ganzen Welt erfaßt hat, mit unwiderstehlicher Kraft von Sieg zu Sieg schreitet, und daher sein nie erloschenes Echo unaufhaltbar auch im Südtiroler Volke findet. Wenn die Südtiroler Volkspartei durch ihr höchstes Organ, die Landesversammlung, beschlossen hat, die Eigenautonomie für Südtirol im Rahmen des italienischen Staates zum Gegenstand ihrer politischen Zielsetzung zu machen, so bedeutet dies selbstverständlich keinen Verzicht auf das Selbstbestimmungsrecht als solches; denn dieses ist ein heiliges, unverlierbares, unverjährbares und unverzichtbares Naturrecht, das nicht zum Gegenstande eines politischen Handels gemacht werden kann. Wohl aber bedeutet die von der Landesversammlung gefaßte EntschlieÙung einen Akt der Selbstbeschränkung und des Verantwortungsbewußtseins gegenüber Europa, für den man dem Südtiroler Volke Dankbarkeit und Anerkennung zollen soll. Denn man war sich bewußt, daß die Forderung nach der Selbstbestimmung im gegenwärtigen Augenblick einen Zündstoff und die Gefahr der Zerrissenheit in die freie Welt hineinwerfen könnte, die heute mehr denn je aufs bitterste Einigkeit und Geschlossenheit gegenüber den Gefahren notwendig hat, welche die Freiheit der Völker und damit auch die jedes einzelnen bedrohen. Und wir sind optimistisch genug, zu hoffen, daß der Zusammenschluß der Völker Europas, für den die Achtung der einzelnen Volkstumrechte eine unerläÙliche Voraussetzung bildet, sich in einer Weise entwickeln wird, daß die wesentlichen Probleme, welche heute den inneren Grund für diese Forderung nach Selbstbestimmung bilden, in diesem Zusammenschluß selbst ihre Lösung finden werden.

*Vor jeder Zeit steht Notwendiges,
das durchdacht, entschieden oder ertragen werden muß*